

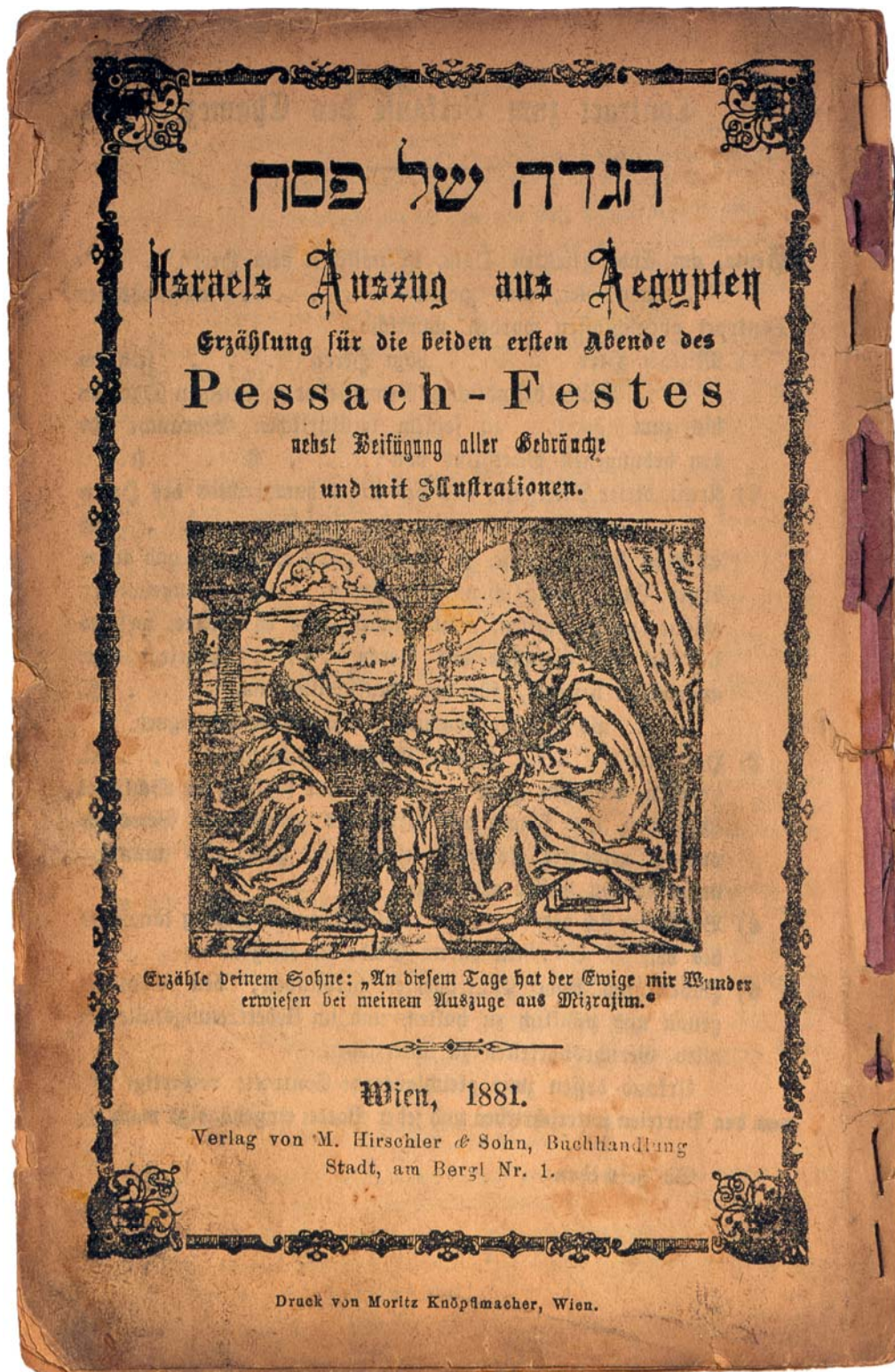
JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN

MITTEILUNGSBLATT DES LANDESVERBANDES DER ISRAELITISCHEN KULTUSGEMEINDEN IN BAYERN

30. JAHRGANG / NR. 126

פסח תשע"ה

APRIL 2015



Liebe Leserinnen, liebe Leser,



Der **Auszug aus Ägypten** steht jetzt in den ersten beiden Pessach-Tagen im Mittelpunkt der Seder-Abende. Diese alte biblische Erzählung ist ein ganz wichtiger Teil der Haggada und sie gehört als ein historisches Vermächtnis zu den Grundlagen der jüdischen Religion. Der Haggada-Vortrag, eigentlich ist er ja ein gemeinschaftliches Singen von zum Teil wunderschönen Pessach-Liedern, der Haggada-Vortrag beginnt nach den ersten Segenssprüchen ganz dialogisch mit den Kinderfragen.

Ma nischtana halaila hase mikol hale'ilot?

Was ist in dieser Nacht anders als in den übrigen Nächten? Und aus dieser Frage entwickelt sich unser Narrativ vom Auszug aus Ägypten. Gerade dieser Seder-Beginn, diese in einer sehr beliebten Melodie gesungenen Fragen, sind mittlerweile so populär, dass die gesamte Seder-Gesellschaft mitsingt und die Fragen dadurch sogar noch erhöht werden. Ich habe selten einen Seder erlebt, wo ein Gast zu spät kommt und so diesen Anfang verpasst. Ergänzt durch schöne alte Rituale und das **Seder-Mahl**, ein festliches und spezielles Pessach-Abendessen, wird der Seder-Abend bei vielen Pessach-Gesellschaften bis in die Nacht hinein gefeiert.

Aber das Pessach-Fest markiert auch das historische Bewusstsein des Judentums und den hohen Stellenwert von **Erinnerung**. Immer wieder erleben wir im jüdischen Jahr diese Prägung durch Gedenktage und das gemeinsame und identitätsstiftende Erinnern. Und ich meine damit nicht nur negative historische Ereignisse. Die Gründung des Staates Israel vor 67 Jahren war ein wichtiges und sehr positives Ereignis und der Auszug aus Ägypten damals in biblischer Zeit war schließlich ein Akt der Befreiung aus der Sklaverei.

Aus dieser Geschichte erklären sich auch die besonderen Pessach-Rituale. **Warum essen wir die Matzen? Warum essen wir bittere Kräuter?** Die Antworten auf diese und andere Fragen gibt der Seder-Abend, also auch ein weiterer Grund, ihn gemeinsam in der jüdischen Gemeinde oder zu Hause zu feiern. Mit weiteren speziellen Fragen zu Pessach beschäftigen sich auf den nächsten Seiten **Rabbiner Berger** aus Stuttgart und **Yizhak Ahren** aus Jerusalem. Ihre Beiträge sind für unser Verständnis von Pessach eine zusätzliche Bereicherung.

Der **Auszug aus Deutschland** findet nicht statt. Wir können wohl feststellen, dass die Medien nach den terroristischen Anschlägen im Januar in Paris und später in Kopenhagen, und nach zum Teil auch missverstandenen Aussagen von israelischen Spitzenpolitikern, die Fragen nach der jüdischen Auswanderung aus

Deutschland gerne stellen. Ich kann aber feststellen, und ich habe einen wirklich guten Überblick über den aktuellen Diskurs in unseren Gemeinden, ich kann sagen, dass der Auszug aus Deutschland tatsächlich nicht stattfindet. Feststellen kann man immer wieder mal, dass jüdische Familien mit einem bestimmten religiösen Hintergrund ihre Vorstellungen von einem jüdischen Leben gerne in Israel realisieren möchten.

Und es ist gut, dass der Staat Israel ihnen aufgrund seines zionistischen Selbstverständnisses die Möglichkeit der Einwanderung gibt. Aber ein wirklicher Trend ist die Auswanderung bei uns nicht. In **Frankreich**, dem Land mit der größten jüdischen Bevölkerung in Europa, liegt der Diskurs auf einer anderen Ebene. Wir haben das in unserem letzten Heft thematisiert und auch in diesem Heft können Sie dazu auf Seite 25 einen weiteren Beitrag von **Gaby Pagener-Neu** aus Frankreich lesen.

Die schrecklichen Vorfälle in **Paris** und **Kopenhagen** haben natürlich gezeigt, dass die Bedrohung durch den Terrorismus ein sehr ernsthaftes Problem ist und ich kann jeden verstehen, der sich Fragen zur eigenen Sicherheit stellt. Ich bin auch der Meinung, dass diese Fragen sehr ernst genommen werden müssen, und dies erwarte ich auch von den Sicherheitsbehörden in den Landesregierungen und den zuständigen Ministern. Auch die jüdischen Gremien beschäftigen sich auf allen Ebenen mit Überlegungen zur Optimierung der Sicherheitsmaßnahmen in jüdischen Gemeinden und Einrichtungen.

Die politische Situation im Nahen Osten, die Bedrohung Israels durch den Terrorismus hat mich hier im **Editorial** immer wieder zu entsprechenden Stellungnahmen veranlasst. Die positiven Nachrichten aus Israel und über das deutsch-israelische Verhältnis wurden dadurch immer wieder verdeckt. Aber die Beziehungen zwischen den beiden Ländern Deutschland und Israel und der Diskurs untereinander sind mittlerweile auch durch sehr vielfältige Kooperationen in allen Bereichen unserer Gesellschaft geprägt. Die Zusammenarbeit in Wirtschaft und Kultur, in der Wissenschaft und im Jugendaustausch, um nur einige Bereiche zu nennen, dies alles hat sich in den vergangenen Jahren sehr positiv entwickelt.

Dabei waren die Anfänge der bilateralen Beziehungen alles andere als einfach. Das **Jubiläum** der diplomatischen Beziehungen zwischen Israel und Deutschland, die entsprechenden Vereinbarungen wurden im **Mai 1965**, also **vor 50 Jahren**, unterzeichnet, rückt auch die Anfangsjahre in unseren Blick. Alle Bemühungen der Annäherung damals in den Fünfziger- und Sechzigerjahren waren vor allem geprägt durch die Erfahrung der Schoa. Selbst Gespräche auf Deutsch waren mit Israelis nicht möglich.

Der Historiker **Dan Diner** hat dies in seinem gerade auf der Leipziger Buchmesse vorgestellten Buch „**Rituelle Distanz**“ wieder in Erinnerung gerufen. Er untersucht in seiner

Arbeit die schwierigen bilateralen deutsch-israelischen Verhandlungen, die dann zum Luxemburger Abkommen von 1952 und zur sogenannten Wiedergutmachung führten. Auf israelischer Seite und in der jüdischen Welt stand damals die Frage im Mittelpunkt: Darf man mit dem Land der Mörder in Verhandlungen treten und materielle Entschädigung annehmen?

In der jüdischen Welt galt Deutschland als „verbranntes Land“ und für die meisten Überlebenden war Deutschland nach ihrer Befreiung durch die Alliierten nur eine Zwischenstation. Diesen **Auszug aus Deutschland** hatte es nach 1945 ja tatsächlich gegeben. Auch 1965, zum Zeitpunkt der Aufnahme der diplomatischen Beziehungen, saßen viele Juden hier noch auf ihren „gepackten Koffern“.

Die „Annäherungen“ in den Fünfzigerjahren, die Aufnahme diplomatischer Beziehungen in den Sechzigerjahren waren für beide Länder wichtig und richtig und beide Seiten hatten auch ganz pragmatische Gründe dafür. Der junge und im Aufbau befindliche israelische Staat musste Industrieprodukte importieren und Deutschland entwickelte sich, neben den USA, zu einem ganz wichtigen Wirtschaftspartner. In den Anfangsjahren waren die Wirtschaftsbeziehungen allerdings noch eine Einbahnstraße. Aber Israel hat sich bis heute zu einem ganz wichtigen Exportland entwickelt. Es ist ein sehr modernes Land geworden, jung, lebendig und innovativ.

Heute profitieren auch Deutschland und der europäische Markt von israelischen **Spitzenprodukten und Innovationen** aus allen Bereichen der modernen Technologien. Die Wissenschaftskooperation mit Israel hat für deutsche **Universitäten** und Forschungseinrichtungen einen sehr hohen Stellenwert erreicht. Der Jugendaustausch hat sich auf einem sehr hohen Niveau weiter entwickelt und die kulturellen Beziehungen zeigen sich auf dem Buchmarkt, auch im Kino. **Israelische Literatur** findet man in jeder Buchhandlung und die **Filme aus Israel** haben hier ihr eigenes Publikum gefunden.

Über diese Entwicklung der bilateralen Beziehungen freue ich mich ganz besonders.

Ich wünsche Ihnen und Ihren Familien einen koscheren Pessach.

Ihr

Dr. Josef Schuster

Präsident des Landesverbandes der IKG in Bayern,
Präsident des Zentralrates der Juden in Deutschland

Zum Titelbild:

Haggada schel Pessach. Israels Auszug aus Ägypten, Wien 1881, Verlag Hirschler © Jüdisches Museum Berlin, Foto: Jens Ziehe

Impressum

Herausgeber: Landesverband der Israelitischen Kulturgemeinden in Bayern, Effnerstraße 68, 81925 München, Telefon (089) 989442

Redaktion: Benno Reicher, redaktion@berejournal.de
Gesamtherstellung: Druckerei Edwin H. Höhn, Gottlieb-Daimler-Straße 14, 69514 Laudenbach

Das Pessach-Fest, Chag Hamazot

Von Landesrabbiner a.D. Dr. Joel Berger

Das *Pessach-Fest*, das uns seit der biblischen Zeit an den Auszug unserer Ahnen aus dem Sklavenhause Ägyptens erinnert, ist mit vielen rituellen Vorschriften und Verhaltensregeln verbunden. Unsere Weisen meinten, wenn man sich alljährlich an die Anordnungen hielte, man letzten Endes auch das wichtigste Erlebnis der Väter, die g'ttliche Befreiung, nicht vergessen oder verdrängen könne.

Der verbreitete Name dieses achttägigen Festes, *Pessach*, unter Nichtjuden eher als *Passah* bekannt, bezieht sich eigentlich nur auf den ersten Tag. Die anderen Tage nennen wir traditionell *Chag Hamazot*, das Fest der ungesäuerten Brote. Der Grund für diese Bezeichnung liegt darin, dass uns das Brot dieses Festes, die *Mazze*, als Hauptspeise, sozusagen als unser „täglich Brot“ während der acht Tage begleitet. *Pessach* dagegen, d.h. die „Überschreitung“ der Häuser unserer Ahnen durch den Todesboten in Ägypten, bezieht sich auf den ersten Tag des Festes. *Pessach* ist ein Hinweis auf die Errettungstat G'ttes, damals in Ägypten, die Er seinen unterdrückten und versklavten jüdischen Kindern angedeihen ließ. Einmalig und für jeden von uns unwiederholbar und unnachahmbar. Eben eine Heilstat des Herrn!

Jedoch die *Mazzot*, die kann sich jeder von uns selber backen, kaufen oder besorgen, um sie an allen acht Tagen genießen zu können. So manche Nichtjuden wundern sich, wenn sie gleichzeitig von der „Heilstat des Herrn“ und dem Knabbern von Mazza-Brot als eine Mizwa, eine biblische Pflichterfüllung hören. Wie kann man die heilige Handlung des Herrn und das Profane, das Verspeisen der Mazzen in einem Atemzug erwähnen?

Es wäre allzu einfach, die Frage damit zu beantworten, dass wir ständig bestrebt sind, gerade diese Trennung zwischen Heiligem und Profanem aufzuheben, indem wir das Profane, Alltägliche dem Heiligen zuzuführen versuchen. Man könnte aber auch darauf hinweisen, dass das Brot oder die Hostie, die Christen beim Abendmahl zu sich nehmen, nichts anderes als eine umgewandelte christianisierte Gestalt der Mazza ist. Beim letzten Abendmahl, zur Pessachzeit im Heiligen Lande, brach Jesus in der Gesellschaft seiner Jünger nämlich nichts anderes als die Mazza.

Im Buch Dewarim, im fünften Buch Mose, lesen wir: „Halte ein den Frühlingsmonat... Du sollst (am Feste) nichts Gesäuertes essen, sieben Tage sollst du ungesäuertes Brot zu dir nehmen. Das Brot des Elends, denn in Eile bist du aus dem Lande Ägypten hinausgezogen...“ (5.B.M.16:1–3). Unsere Exegeten bemerken zu den erwähnten Versen, dass diese Stelle der Tora zwei unterschiedliche Begründungen für den verbindlichen Verzehr der Mazzen anführt: Erstens die Bezeichnung „Brot des Elends“. Sie bedeutet für uns eine Verpflichtung, die Erinnerung an die frühere Not der Sklaverei in Ägypten zu bewahren. Zweitens sollen wir stets das Gedenken an die Hast des Auszuges, an die eilige Befreiung, wachhalten.

Zwei unterschiedliche Gründe für eine Mizwa, für ein Gebot anzugeben, ist ungewöhnlich, führten die Gelehrten aus. Es sei denn, es geschieht aus einem besonderen Grund. Und sie meinten auch, den Sinn in der späteren, wechselvollen Geschichte Israels gefunden zu haben. Dieses Gebot hat, so betonen sie, eine erzieherische Komponente. Als die Israeliten früher, ohne jegliche Gefährdung von außen, als freie Menschen in ihrem Lande lebten, galt für sie die Matza an diesem Fest als eine Erinnerung an das Brot des Elends und an die Zeiten der Unterdrückung. Dieses immerwährende Erinnern als ein Gebot der Tora sollte die Israeliten daran hindern zu glauben, dass der jetzige Zustand der Freiheit ein immer und ewig wählender sei. Es sollte vergewärtigt werden, dass die Freiheit nur aus der Not heraus erkämpft wurde. Diese Not soll man sich, auch in Zeiten des eigenen Wohlergehens, vor Augen halten. Lernen mit den Gütern nicht verschwenderisch umzugehen und für die Not der Anderen immer ein offenes Ohr und Hilfsbereitschaft zu zeigen.

Die Gelehrten verbanden die zweite Begründung des Gebotes, Mazza zu essen, auch mit dem Hinweis: „In Eile bist du aus dem Lande Ägypten hinausgezogen.“ Dieser Hinweis, so meinten die Kommentatoren, trifft auf jene historischen Epochen zu, als die Israeliten aus ihrem Lande vertrieben worden waren. An jene Zeiten also, als sie in der Diaspora, in der Zerstreuung unter den

Wirtsvölkern, als geduldete, oft geknechtete Minderheit lebten oder noch immer leben. Auch dann und auch dort, wo sie sich auch immer befinden, sollten sie sich an die einstige Heilstat G'ttes, an die Befreiung aus Ägypten erinnern, wenn sie alljährlich die Mazzot verspeisen. Der schnelle Auszug aus Ägypten und die Hast, mit der die Ahnen das Land ihrer Unterdrückung verlassen durften, soll in ihnen das Bewusstsein stärken, dass sich alles wiederholen kann.

Die Rabbinen schließen ihre Lehre mit den Worten: In der Gola, in der Diaspora der Israeliten hat das gemeinsame Verspeisen von Mazza sie davor bewahrt, zu verzagen und die Hoffnung auf die Freiheit aufzugeben. In diese Richtung zeigt auch die Fortsetzung des vorhin erwähnten Schriftverses: „Damit du des Tages deines Auszuges aus Ägypten gedenken sollst. Alle Tage deines Lebens.“ Die Erinnerung an das Vergangene ist demnach eine Verpflichtung sowohl in bösen wie auch in guten Zeiten. Die Erinnerung muss nur einen „Auslöser“ haben. Dieser ist das Verspeisen der Mazza. Das Gedächtnis kann mit der Zeit schwächer werden. Der Magen aber ist ein guter „Erinnerer“.

Die Mazzot werden heutzutage in Fabriken unter Aufsicht der örtlichen Rabbinat nicht selten mit Hilfe elektronisch gesteuerter Maschinen und Öfen hergestellt. Dies wäre in der heutigen Zeit kaum erwähnenswert, aber der Sachverhalt stellt sich anders dar. Noch am Anfang des letzten Jahrhunderts nahmen bedeutende Rabbiner gegen die maschinelle Mazzenbäckerei eine strikt ablehnende Haltung ein. Den Grund haben sie ein wenig verschleiert. Und so dachte man eine Weile, dass die maschinelle Verarbeitung jene Gärungsprozesse, die es unbedingt zu verhindern gilt, nicht hätten ausschließen können. Dies war jedoch nicht der wahre Grund. Die Rabbinen waren ausschließlich aus sozialen Überlegungen gegen die Automatisierung. Sie befürchteten, dass viele arme Leute, die keine anderen Arbeitsplätze hätten bekommen können, ihren Lebensunterhalt über die strenge Winterzeit verlieren könnten, wenn man die Maschinen einführen würde. Deshalb sprachen sie sich gegen die „rituelle Reinheit“ der maschinell gebackenen Mazzen aus.

AUS DEM INHALT

Pessach

Das Pessach-Fest, Chag Hamazot
Von Landesrabbiner a.D. Dr. Joel Berger 3
Die Rabbiner-Ordination 5

Kultur

Europas jüdische Gemeinden 6

Themenschwerpunkt Feuchtwanger

Kein Ausweg für den Sündenbock
Von Harald Suerland 9
Interview mit Detlev Glanert
Von Dr. Jens Ponath 9

Lion Feuchtwanger Jud Süß –
Zwischen Fiktion und Realität
Von Andreas Heusler 13

Der berühmteste Hofjude
Von Ellen Presser 16

Israel

50 Jahre diplomatische Beziehungen
zwischen Deutschland und Israel
Von Dr. Dan Shaham 18

Frankreich

Das südfranzösische Dorf Peille rettete
jüdische Kinder
Von Gaby Pagener-Neu 23

Dokumentation

Gedenktag 27. Januar 2015 26

Aus den jüdischen Gemeinden in Bayern

Nachruf für Michael Schneeberger 32

Buchbesprechungen 37

Gesellschaft zur Förderung jüdischer Kultur und Tradition e.V.

Simon-Snopkowski-Preis 2014 41

Russische Beiträge

Von Vladislav Zeev Slepoy 43

Manche Gelehrten hatten noch einen Einwand gegen die maschinelle Herstellung. Für sie war die Motivation beim Herstellen der Mazzot entscheidend. Der Teil für die Mazzot wird auf vorgeschriebene Weise aus abgestandenem Wasser und Weizenmehl hergestellt sowie anschließend im heißen Ofen gebacken. Dies stellt vor allem eine „Mizwa“, d.h. eine religiöse Pflichterfüllung aus der Tora dar. Eine Mizwa setzt jedoch die „Kawana“, d.h. die Motivation voraus, die Intention, die Konzentration des Bewusstseins, dass man eine heilige Pflicht erfüllt. Dazu sind nicht einmal die modernsten Maschinen in der Lage. Dies ist nur dem pflichtbewussten, religiösen Menschen inne. Aus diesem Grunde aber nehmen sich die besonders gesetzestreuen Männer und Frauen am Rüsttag des Festes Zeit und Mühe und stellen unter Psalmgesängen handgefertigte Mazzot her, zumindest für die Sederabende. Somit sprechen sie die Brachot, die Segenssprüche auf die Mazzot nach getaner

Pflichterfüllung, wie in der Tora befohlen. Wichtig ist es anzumerken, dass unsere soziale Verpflichtung den Ärmern gegenüber in den jüdischen Gemeinden im Vorfeld des Pessach-Festes besonders ernst genommen wurde und wird. Ein jeder ist dazu aufgerufen, für eine vorschriftsmäßige rituelle Ausstattung der sozial Schwächeren Sorge zu tragen. Die meisten Gemeinden in Deutschland hatten stets ihre Sonderfonds, aus denen sie betont unbürokratisch, ohne die Notleidenden zu beschämen, diesen die *Maot Chittin*, die Getreidezulagen vor dem Fest zukommen ließen.

Die große physische Not ist heute g'ttlob nicht zu beklagen. Ein jeder, der will, kann sich auch die Mazzot für das Fest leisten. Was uns dagegen mit größerer Sorge erfüllt, ist der Mangel an jüdischem Wissen. Dieses Wissen über unsere Feste ist zur eigentlichen Mangelware geworden. Um diesen Zustand zu beheben und sozusagen auch unsere Herzen vom *Chamez* zu befreien,

bedarf es all unserer Anstrengungen. Doch am Sederabend werden nicht nur Mazzot und allerlei charakteristische und symbolische Speisen gegessen. Das Singen und die narrativen Teile der Haggada sind ebenso von Bedeutung. Unter dem mannigfaltigen Liedgut des Sederabends findet man noch ein deutsch-jüdisch-sprachiges Lied aus dem 17. Jahrhundert, das damals „Baugesang“ genannt wurde. Der Refrain lautet: „*Bau Dein Tempel schire*“, wobei „Schire“ im Text des Liedes der mittelhochdeutsche Ausdruck für „bald“, „schnell“ ist.

Almechtiger G'tt nun bau Dein Tempel schire / also schir / also bald / in unser'n Tag'n schire / nun bau / nun bau / nun bau / Dein Tempel schire / jo schire.

Heute finden wir das Lied mit dem Titel *Adir Hu* in unseren Haggadot und singen es selbstverständlich auf Hebräisch.

Ohne Gebotserfüllung keine Freiheit

Eine Betrachtung zum Pessach-Fest von Yizhak Ahren

In der Pessach-Haggada, die wir in der Seder nacht lesen, heißt es: „Sklaven sind wir gewesen dem Pharaon in Ägypten. Da führte Gott uns von dort hinaus mit starker Hand und ausgestrecktem Arm. Und hätte der Heilige, gesegnet sei Er, unsere Väter nicht aus Ägypten hinausgeführt, so wären wir, unsere Kinder und Kindeskindesten dienstbar geblieben dem Pharaon in Ägypten.“

An dieser Stelle drängt sich uns folgende Frage auf: War die Befreiung unserer Vorfahren aus der ägyptischen Sklaverei ein unverdientes Geschenk? Oder mussten die Israeliten sich zuerst als der Erlösung würdig erweisen? Für ein Verständnis der jüdischen Weltanschauung ist es wichtig zu wissen, dass unsere Vorfahren vor dem Auszug aus Ägypten geprüft wurden. Nach dem Zeugnis der Schrift haben sie den Test bestanden, und erst dann erlebten sie die Befreiung. Worin bestand die keineswegs leichte Prüfung? Noch vor der zehnten und letzten Plage gab Gott Moses und Ahron folgenden Befehl: „Redet zu der ganzen Gemeinde Israels also: Am zehnten dieses Monats nehme sich ein jeglicher von ihnen ein Lamm für ein Stammhaus, ein Lamm für ein Haus. (...) Und es bleibe euch in Verwahrung bis zum vierzehnten Tage dieses Monats, und die ganze versammelte Gemeinde Israel schlachte es gegen Abend. Und sie sollen nehmen von dem Blute und tun an die beiden Pfosten und an die Oberschwelle, an den Häusern, in welchen sie es essen. Und sie sollen das Fleisch essen in dieser Nacht, gebraten am Feuer, mit ungesäuertem Brote; und bittere Kräuter sollen sie dazu essen“ (2. Buch Moses, Kap. 12, Verse 3 und 6–8). Die Zubereitung dieses von Gott angeordneten Opfers war keine harmlose Handlung, sondern vielmehr eine revolutionäre Tat, die Verletzung eines ägyptischen Tabus!

Wenige Verse später steht in der Tora: „Moses rief alle Ältesten Israels und sprach zu ihnen: Zieht heraus und nehmet euch Schafe für eure Familien und schlachtet das Pessach“ (Vers 21). Rabbi Jose Haggelili er-

klärt (im Midrasch Mechilta zur Stelle) die zwei Verben dieses Verses wie folgt: „Zieht heraus – entfernt euch vom Götzendienst. Nehmet euch – beschäftigt euch mit einer Mizwa, einem Gebot Gottes.“ Der Zusammenhang ist klar: Wer noch am ägyptischen Götzendienst festhält, bleibt ein Knecht Pharaos – dann macht es gar keinen Sinn, ein Pessach-Opfer zu bringen. Die Beschäftigung mit dem Pessach-Lamm markiert einen Wendepunkt in der Haltung der Israeliten im Lande Ägypten. Bis dahin waren sie Sklaven Pharaos; durch ihre revolutionäre Aktion wurden sie zu Dienern des Ewigen. Wie Raschi in seinem klassischen Kommentar zu einem der oben zitierten Verse bemerkt, bekamen die Israeliten vor dem Auszug zwei Mizwot, nicht nur das bereits erörterte Pessach-Gebot. Welches ist das zweite Gebot? Die Beschneidung (hebr.: Mila). Übrigens sind die genannten zwei Mizwot die einzigen positiven Gebote in der Tora, auf deren Nichterfüllung die himmlische Karet-Strafe steht.

Der Maharal von Prag erläutert, warum gerade die Gebote Mila und Pessach schon vor dem Auszug gegeben und befolgt wurden. Mila ist schon seit den Tagen unseres Stammvaters Abraham das Zeichen der Diener Gottes – im Tischgebet danken wir Juden dem Ewigen „für den Bund, den Du an unserem Fleisch besiegelt hast“. Die vollzogene Beschneidung zeigte an, dass die Israeliten nicht länger Pharaos Sklaven waren. Jedoch rechtfertigte das Bundeszeichen alleine noch nicht die Erlösung. Die Diener des Ewigen mussten durch eine bestimmte, ihnen vorgeschriebene Handlung beweisen, dass sie Gott tatsächlich zu dienen bereit waren. Das darzubringende Pessach-Opfer wird in der Tora mehrfach als „Dienst“ bezeichnet.

Die Schrift bezeugt: „Die Kinder Israels gingen und taten, wie der Ewige Moses und Ahron geboten hatte, so taten sie“ (2. Buch Moses, Kap. 12, Vers 28). Nach Ansicht von Rabbiner Joseph B. Soloveitchik stellt diese

Handlungsweise der Israeliten ein größeres Wunder dar als die bemerkenswerten Zeichen, die in der Tora sowie in der Pessach-Haggada aufgelistet werden. Ein Volk von Sklaven, das nur die Sprache der Gewalt kannte, wurde transformiert in eine Nation, die auf das Wort des Ewigen hört. Eine erstaunliche Verwandlung!

Im Verlauf der Seder nacht werden etliche Bibelverse angeführt und ausgelegt. Über eine Passage, die nach rabbinischer Interpretation vom Blut der Beschneidung und vom Blut des Pessach-Opfers handelt, wird bedauerlicherweise manchmal rasch hinweggelesen. In manchen Haggada-Ausgaben fehlt sogar ein Teil des nun folgenden Textes.

Es handelt sich um Worte des Propheten Jecheskel: „Zehntausendfach wie den Spross des Feldes hatte ich dich gemacht, du wurdest zahlreich und groß (...), doch warst du nackt und bloß. Und ich zog an dir vorüber, und ich sah dich beschmutzt mit deinem Blute, und ich sprach zu dir: durch dein Blut sollst du leben; und ich sprach zu dir: durch dein Blut sollst du leben“ (Kap. 16, Verse 7 und 6, und zwar in dieser Reihenfolge!).

Nach der Mechilta, einem Midrasch, der im 3. Jahrhundert im Land Israel redigiert wurde, bezieht sich Jecheskels Angabe „nackt und bloß“ auf die Tatsache, dass die Israeliten, als die Befreiung eintreten sollte, noch keine Verdienste aufweisen konnten, die durch Ausübung von Mizwot zu erwerben sind. Daraufhin erhielten sie von Gott die zwei Gebote Pessach-Opfer und Mila, – „durch dein Blut sollst du leben; durch dein Blut sollst du leben“ – deren Erfüllung sie der zugesagten Erlösung würdig machte.

Es ist bemerkenswert, dass mehrere Mizwot der Tora den Kreis derjenigen Menschen einschränken, die vom Pessach-Opfer essen dürfen: „Gott sprach zu Moses und Ahron: Dies ist die Bedingung des Pessach. Kein Sohn des Fremden darf davon essen“ (2. Buch Moses, Kap. 12, Vers 43). Gemeint sind, wie Raschi erklärt, sowohl Nichtjuden

als auch solche Juden, die aus irgendwelchen Gründen vom Judentum abgefallen sind. Es ist nicht schwer zu begreifen, warum es Menschen, die dem Heidentum angehören, verboten wurde, vom Pessach-Opfer zu genießen. Diese Leute leugnen gerade dasjenige, was durch das Dank-Opfer zum Ausdruck kommen soll: die Anerkennung der Errettung durch den Ewigen in der Pessach-Nacht.

Nur treue Bundesmitglieder sind berechtigt, Fleisch vom Pessach-Lamm zu essen. Nicht so leicht zu verstehen ist hingegen ein zweites Gebot, das einigen Juden das Essen vom Pessach-Opfer verbietet: „Kein Unbeschnittener darf davon essen“ (2. Buch Moses, Kap. 12, Vers 48). Nach Raschis Erklärung ist an dieser Stelle von einem Mann die Rede, dessen zwei Brüder infolge der Mila

gestorben sind; ihm ist deshalb die Mila verboten. Der Autor von Sefer HaChinuch teilt Raschis Ansicht. Warum wird dieser Jude, den keinerlei Schuld trifft, vom Genuss des Pessach-Opfers ausgeschlossen? Vielleicht will die Tora an dieser Stelle noch einmal die Wichtigkeit der Beschneidung unterstreichen, indem sie nicht einmal eine sinnvolle Ausnahme von der Regel gelten lässt.

Zwei junge orthodoxe Rabbiner wurden in Würzburg feierlich ordiniert

Festakt mit vielen prominenten Gästen

Zwei Absolventen des Rabbinerseminars zu Berlin sind Ende letzten Jahres feierlich in Würzburg ordiniert worden. Der 25-jährige Rabbiner Shlomo Aminov wird künftig in der Synagogengemeinde Bonn, der 27 Jahre alte Rabbiner Jakov Pertsovsky in Chemnitz tätig sein.

Bei der Ordination, die gemeinsam vom Zentralrat der Juden in Deutschland und dem Rabbinerseminar im Jüdischen Gemeindezentrum „Shalom Europa“ ausgerichtet wurde, wies der damalige Vizepräsident des Zentralrats der Juden, Dr. Josef Schuster, auf die zahlreichen Aufgaben hin, die ein Rabbiner hat. Den beiden Absolventen gab er einen Leitgedanken des berühmten Würzburger Rabbiners Seligmann Bär Bamberger mit auf den Weg: Modern zu sein, aber dem traditionellen Judentum verpflichtet. Mit festen Wurzeln in ihrem Glauben und der Tradition, aber nicht von der Welt abgewandt, sollten die Rabbiner sein, sagte Dr. Schuster.

Dr. Schuster, der auch Mitglied im Kuratorium des Rabbinerseminars ist, betonte den hohen Bedarf der jüdischen Gemeinden in Deutschland an Rabbinern. „Sie beide werden mit dazu beitragen, dass sich fast 70 Jahre nach dem Ende der Schoa das blühende jüdische Leben in Deutschland weiter etabliert.“

Der Präsident des Jüdischen Weltkongresses, Ronald S. Lauder, sagte, das Wichtigste sei die jüdische Erziehung. Junge Menschen müssten inspiriert werden. Solange es noch Orte gebe, an denen jüdische Kindergärten und Schulen nicht vorhanden seien oder nicht alle jungen Juden in den Genuss jüdischer Erziehung kommen könnten, sei noch nicht genug getan.

Würzburgs Oberbürgermeister Christian Schuchardt brachte seine Freude darüber zum Ausdruck, dass die Ordination in Würzburg stattfindet. „Das zeigt, dass jüdisches Leben wieder ein fester und anerkannter Bestandteil des Lebens in unserer Stadt ist.“

Auch Georg Eisenreich, Staatssekretär im bayerischen Kultusministerium, überbrachte die Grüße der Landesregierung. Er betonte, dass Rabbiner heutzutage die Werte und Traditionen des Judentums nach innen und außen vermitteln müssten. Dadurch trügen sie wesentlich zur Verankerung jüdischen Lebens und jüdischer Kultur in Deutschland bei und förderten Verständnis und Toleranz innerhalb unserer Gesellschaft.

Aus den Händen von Rabbiner Pinchas Goldschmidt nahmen die beiden Absolventen schließlich ihre Ordinationsurkunden entgegen. Die Ordination zeige, dass das Judentum in Deutschland nicht nur den bru-

talsten Angriff der menschlichen Geschichte überlebt habe, sondern soweit gediehen sei, Nachkommen hervorzubringen. „Deutsche Juden sind kein Museumsartefakt oder eine bestimmte seltene Gattung in einem Zoo. Die Vitalität der jüdischen Gemeinschaft hier ist tief verwurzelt in der bedeutenden deutschen jüdischen Tradition des Aschkenaz, mit beiden Beinen in einem modernen und demokratischen Deutschland“, sagte der Präsident der Konferenz Europäischer Rabbiner und Kuratoriumsvorsitzende des Rabbinerseminars.

Ihren Segen erhielten Rabbiner Aminov und Rabbiner Pertsovsky vom stellvertretenden Vorsitzenden von Agudath Israel of America, Rabbiner Chaim Dovid Zwiebel.

Der berühmte New Yorker Kantor Joseph Malovany sorgte mit wunderbarem Gesang für eine sehr feierliche Stimmung im Festsaal des Gemeindezentrums „Shalom Europa“. Die Schlussworte waren Rebbetzin Rachel Pertsovsky vorbehalten. Sie bezeichnete es als Chance, die Frau eines Rabbiners zu sein. Es gehe darum, einen Beitrag zur heutigen Gesellschaft zu leisten und jüdische Jugendliche zu inspirieren. „Wir möchten jüdische Bürger auf ihrem Weg zur jüdischen Tradition begleiten“, sagte die junge Rebbetzin.



(Von links): Rabbiner Moishe Halpern vom Rabbinerseminar, Christian Schuchardt (Würzburgs Oberbürgermeister), Meir Hildesheimer (Nachfahre des Rabbinerseminars-Gründers), Ronald S. Lauder (Präsident des World Jewish Congress), Shlomo Aminov und Jakov Pertsovsky (die jungen Rabbiner), Dr. Josef Schuster (Präsident des Zentralrates und der Israelitischen Gemeinde Würzburg), Azaria Hildesheimer (Nachfahre des Seminar-Gründers), Staatssekretär Georg Eisenreich und Pinchas Goldschmidt (Vorsitzender der Europäischen Rabbinerkonferenz).

Europas jüdische Gemeinden

Tagungsbericht von Katharina Hey und Richard Volkmann

„Für viele Juden in den Ländern mit der größten jüdischen Bevölkerung – die USA und Israel – ist Europa vor allem das, was man auf dem Weg zueinander überfliegt.“ Mit dieser Bemerkung beschrieb Yehonatan Amramson, ein in Baltimore lebender Israeli, die Wahrnehmung Europas und seiner jüdischen Diaspora. Dass unser Kontinent auch in jüdischer Hinsicht mehr ist als ein *Flyover State*, wurde auf der Konferenz **Diversity and Identity – Jewish Communities and the Future of Europe** deutlich, zu der die Heidelberger Hochschule für Jüdische Studien (HfJS) und der Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur der Ludwig-Maximilians-Universität München im Januar eingeladen hatten. Über 40 Referenten und Gäste aus zahlreichen Ländern Europas und aus Israel kamen im Herzen Heidelbergs zusammen, um über die Zukunft des jüdischen Lebens in Europa zu diskutieren.

Das Verhältnis Israels zur europäischen Diaspora und die numerische und mentale Verfasstheit der zahlreichen jüdischen Gemeinden in Europa bestimmten den Großteil der Diskussionen. Gerade erst war die Hawdala-Kerze erloschen, da sorgten schon die beiden Keynote-Vorträge für Aufregung: Der Journalist Eldad Beck bildete mit einem Vortrag über die historische Rolle des Antisemitismus in Deutschland den Auftakt. Er erklärte, die Feindschaft gegenüber Juden sei auch siebzig Jahre nach Kriegsende nicht überwunden, und sie sei auch nicht dadurch zu überwinden, dass sie per gesellschaftlicher Übereinkunft für abgeschafft erklärt werde, wie die Deutschen es versuchten. Demgegenüber zeichnete der Stockholmer Publizist und Autor Göran Rosenberg das Bild einer kulturell eigenständigen Diaspora, die sich anders als Israel nicht auf die rein administrativen Probleme der Staatsführung zu beschränken hätte und daher eine auch vom jüdischen Staat unabhängige kulturelle Entwicklung nehmen könne. Scharf kritisierte Rosenberg die starke ethnische Komponente, die Israel seiner Meinung nach in der Identität vieler Juden nicht nur Europas entstehen lasse, ehe er mit der Bemerkung schloss, Israel sei im Ganzen betrachtet nicht nur ein positiver Einfluss auf die Diaspora. Der offensichtliche Konflikt zwischen Beck und Rosenberg konnte auch während der lebhaften Podiumsdiskussion nicht ausgeräumt werden und beherrschte noch lange das Tagungsgespräch. Bereits an dieser Stelle zeigte sich die Brisanz des Tagungsthemas, nur wenige Tage nach den islamistischen Attentaten in Paris. Während Benjamin Netanyahu am selben Sonntag nach dem Pariser Trauermarsch die französischen Juden zur Aliyah ermunterte, wurde in Heidelberg über die Zukunft der Diaspora heftig diskutiert.

Auch im weiteren Verlauf förderte die Konferenz einige bemerkenswerte Erkenntnisse zutage. Großes Aufsehen erregte etwa die Wuppertaler Soziologin Dani Kranz mit einer Studie, die die Gesamtzahl der in Deutsch-

land lebenden Israelis mit gerade einmal fünfzehntausend bezifferte, davon lediglich elftausend in Berlin. Die Diaspora wurde als allgemeines Phänomen ebenso behandelt wie in ihren konkreten Ausprägungen der europäisch-jüdischen Gemeinden. Der schon erwähnte Yehonatan Amramson brachte das Verhältnis zwischen Israel und der Diaspora auf den Nenner der „ontologischen Sicherheit“, die der jüdische Staat aus der Galut beziehe: Israels Selbstwahrnehmung als „sicherer Hafen“ für die Juden weltweit funktioniere nur, solange es eine jüdische Diaspora gebe, auf die man sich beziehen könne.

Mehrere Panels widmeten sich der Situation in einzelnen europäischen Staaten. So zeigte sich, dass beispielsweise das britische Judentum aktuell eine ebenso rapide Säkularisierung durchlaufe wie die Gesamtgesellschaft und der Anteil derer, die sich selbst als „traditionell“ bezeichneten, um ein Drittel niedriger sei als die Zahl derer, die erklärten, so erzogen worden zu sein. Eine große Herausforderung bilde auch hier das rasche Wachstum der ultraorthodoxen Bevölkerung, betonte Jonathan Boyd vom Londoner Institute for Jewish Policy Research: „Der demographische Wandel hin zu den Haredim ist keine Frage des Ob, sondern des Wann.“ Die Tatsache, dass die jüdischen Bevölkerungszahlen nicht rückläufig sind, sei laut einer umfangreichen Studie allein dem rasanten Wachstum der Ultraorthodoxen geschuldet. Gleichzeitig sei der Wunsch nach Auswanderung in dieser Gruppe besonders stark ausgeprägt.

Die Ausführungen zum französischen Judentum waren unter dem unmittelbaren Eindruck der Anschläge von Paris von höchster Aktualität und wurden mit besonderem Interesse verfolgt. Seit geraumer Zeit schon herrsche dort ein Gefühl von Hoffnungslosigkeit vor, das sich auch in der zunehmenden Auswanderung nach Israel manifestiere. Die besondere Beschaffenheit des französischen Judentums als heterogene Gruppe von aschkenasischen und sephardischen Gemeinden und einer Mehrheit von nordafrikanischen Repatriierten führe auch zu der

Tatsache, dass Frankreichs Juden sich in der Multikulturalismusdebatte deutlich von anderen Minderheiten unterschieden. Samuel Ghiles-Meilhac aus Paris betonte jedoch, dass diese pessimistische Wahrnehmung von Migration, Antisemitismus und Islamophobie nicht allein auf die Juden beschränkt sei, sondern vielmehr ein breiteres, ja gesamtfranzösisches Sentiment reflektiere.

Schwierig zeigte sich die Lage auch in Osteuropa, wo aktuell besonders kontroverse Themen wie der Ukraine-Konflikt auch die jüdischen Gemeinden beschäftigten. Positionierungen dieser Gemeinden gebe es etwa in Form des Dnjepropetrowsker Oligarchen Igor Kolomoyskyi durchaus, wie der Moskauer Historiker Kiril Feferman betonte, allerdings seien auch beiderseits der Grenze vielfach jüdische Stimmen zu hören, die sich einer Instrumentalisierung widersetzen. Ein solches Unterfangen werde jedoch nicht unbedingt erleichtert, wenn, wie im Sommer des vergangenen Jahres, staatliche russische Holocaust-Gedenkveranstaltungen ausgerechnet auf der Krim stattfänden. Daneben stünden die jüdischen Gemeinden Russlands ohnehin vor erheblichen demographischen und wirtschaftlichen Problemen, wie am Beispiel des Föderationskreises Nordwestrussland dargelegt wurde. Überalterung und Auswanderung führten dazu, dass Gemeinden dort langfristig nur in größeren Städten wie St. Petersburg oder Murmansk überleben könnten.

Zeitgleich wurde der Umgang mit dem Erbe Polens diskutiert. Insbesondere wurde das eindrucksvolle Engagement zur Rettung verlassener polnisch-jüdischer Friedhöfe hervorgehoben, und auch andere Stimmen, wie die in Yad Vashem forschende Katharina Friedla, zeichneten ein hoffnungsvolles Bild vom neu aufblühenden jüdischen Leben „in the Land of Ashes“ (Friedla).

Deutschland bildete mit seiner jüdischen Gemeinde auch auf der Konferenz einen Sonderfall. Die besonderen sozialen Dynamiken der hiesigen Gemeinden als Folge der Einwanderung aus der ehemaligen Sowjetunion beherrschen auch weiterhin das Bild.



Von links: Johannes Heil (Heidelberg), Göran Rosenberg (Stockholm), Michael Brenner (München), Guy Katz (München) und Sergey Lagodinski (Berlin).
Tagungsfotos: HfJS Klaus Venus

Ein Beispiel hierfür sei der Erhalt von Einheitsgemeinden, der in Deutschland zunehmend schwierig werde, während er in Österreich mit einem stärker ausgeprägten religiösen Zusammengehörigkeitsgefühl gut funktioniere. Zum besonders aktuellen Thema der zweiten Einwanderergeneration bemerkte etwa Sandra Anusiewicz-Baer von der Berliner Humboldt-Universität, dass die Identitätsbildung mitunter schwierig bleibe, wenn etwa Kinder mit einem russischen Elternteil und vollständig deutscher Sozialisierung sich weiterhin als eindeutig russisch bezeichneten. Die Erforschung dieses Themas stehe noch ganz am Anfang. Schlussendlich war es an den Münchner und Heidelberger Organisatoren, die Fortführung des Dialogs auch im Rahmen dieser erstmals stattfindenden Konferenz anzumahnen – denn auch nach drei Tagen des intensiven Gesprächs bleibt zur europäisch-jüdischen Diaspora noch vieles zu sagen.

Jüdisches Museum Berlin

Mit einer Schau zum Thema Reklame setzt das **Jüdische Museum Berlin** seine Serie von Ausstellungen zur Konsum- und Wirtschaftsgeschichte fort. Ausgangspunkt ist eine umfangreiche Sammlung von Reklamemarken: briefmarkengroße Bilder, die vor allem der Firmen- und Produktwerbung dienten und dem Museum von einem Privatsammler überlassen wurden. Vor dem Ersten Weltkrieg kursierten sie millionenfach und lösten ein regelrechtes „Sammelfieber“ aus. Die Ausstellung nimmt das Phänomen der „Reklamemarke“ unter verschiedenen Aspekten in den Blick: Sie beleuchtet ihre Genese von der Siegelmarke zum millionenfach verbreiteten Werbemittel sowie das Sammeln der Marken als kurzzeitiges Massenphänomen. Sie zeigt das breite Motivspektrum, das in den kleinen Bildern verwendet wurde – von Künstlermarken bis hin zu Marken mit explizit jüdischem Bezug. Weitere Themen sind die Herstellung der Marken und einige Branchen, in denen jüdische Unternehmer prominent vertreten waren. Heute sind die kleinen Werbemarken vielfach die einzigen visuellen Zeugnisse von florierenden Firmen und Geschäften, die nach zwei Weltkriegen und der Schoa erhalten geblieben sind. In unserer Ausstellung laden wir damit zur sinnfreudigen Erkundung eines bunten Kapitels deutscher Konsum- und Werbegeschichte ein.
Noch bis zum 31. Mai 2015 im Jüdischen Museum Berlin.

Neue Ausstellung

Die Erzählung von Urvater Abraham, der auf Gottes Befehl bereit ist, seinen Sohn zu opfern, stellt eine der merkwürdigsten und rätselhaftesten Episoden der Bibel dar. In den drei monotheistischen Religionen gehört sie zu den bedeutenden und zugleich populärsten Geschichten und zu den ersten, die überhaupt bildlich dargestellt wurden. Der Text, der im Judentum als Bindung Isaaks überliefert ist, wirft bis heute Fragen auf, die von den drei Religionen unterschiedlich beantwortet werden.



Die Veranstalter der Tagung: Prof. Johannes Heil, HfJS-Rektor (2. v.li.) und Prof. Michael Brenner, Lehrstuhl für Jüdische Geschichte und Kultur der LMU in München (3. v.li.) mit Referenten und Teilnehmern.

Der britische Filmemacher Peter Greenaway und die Multimedia-Künstlerin Saskia Boddeke entwickeln zu diesem Thema eine große Ausstellung als künstlerische Installation. Sie nähern sich subjektiv, dekonstruieren die Erzählung, fokussieren die Teile neu und ergänzen sie um weitere Aspekte zu einem emotional erfahrbaren Szenario. Hauptquelle ihrer Neu-Erzählung sind die überlieferten Legenden und Traditionen zur Abraham-Erzählung in Judentum, Christentum und Islam. Die Ausstellung von Saskia Boddeke und Peter Greenaway ist multimedial angelegt und zeigt kostbare Manuskripte, Gemälde und liturgische Objekte, ebenso Filme, Projektionen und Raum-Installationen. **22. Mai bis 13. September 2015.** www.jmberlin.de



© Jüdisches Museum Berlin, Schenkung von Peter-Hannes Lehmann; Foto: Jens Ziehe.

Alles an einem Tag

Kurz vor Jahresende erschien die Übersetzung der Aufzeichnungen von Fred Emil Katz „All in one day“, die dieser 1979 nach seinem eintägigen Besuch in seinem Geburtsort Oberlauringen in Unterfranken angefertigt hatte. Darin beschreibt er nicht nur

sein Leben, sondern auch sehr eindrucksvoll die Vielfalt seiner Gefühle und Haltungen. Der 1927 im unterfränkischen Oberlauringen geborene Fred Emil Katz war 1939 mit einem Kindertransport nach Großbritannien gelangt. Seine Eltern, Max und Jenny Katz, sowie sein Stiefbruder Ludwig, den er sehr liebte, mussten in Deutschland zurückbleiben; er sah sie nie wieder, alle drei wurden in den Gaskammern des Vernichtungslagers Sobibor ermordet. Lediglich seine um drei Jahre ältere Schwester Trude, seine einzige nahe Verwandte, überlebte die Schoa – es gelang ihr 1937 in die USA auszuwandern. 1947 holte Recha Levitt, die Schwester seiner Mutter, Fred Emil nach Amerika. Dort sah er nach 10 Jahren seine Schwester wieder. In den USA machte er dann auch Karriere als Wissenschaftler und gründete hier eine Familie. Nach 36 Umzügen innerhalb Nordamerikas ließ er sich 1972 für kurze Zeit in Israel nieder, er war Professor an der Universität von Tel Aviv, aber bald kehrte er wegen verschiedener Probleme wieder in die USA zurück. Von hier aus besuchte er nach langer und gründlicher Überlegung 1979 zusammen mit seiner Ehefrau Pearl seinen Geburtsort Oberlauringen, wenn auch nur für einen einzigen Tag. Von diesem Besuch versprach er sich sehr viele positive Wendungen in seinem Leben, die dann aber doch nicht so, wie er erhofft hatte, eintraten. Allerdings ließen die Begegnungen mit den Bewohnern seines Geburtsortes doch einige Erfahrungen und Eindrücke, positive aber auch negative, bei ihm zurück. Diese und auch die Vielzahl der Gefühle, die ihn bewegten, beschreibt er sehr eindrucksvoll. Fred Emil Katz und allen, die ihm bei der Veröffentlichung seines Erinnerungsbüchleins behilflich waren – Simone Thein, Mechthild Schmitt, Birgit Ludwig und Godhard Maruschke, die die Übersetzung vom Englischen ins Deutsche durchführten, sowie dem niederländischen Künstler Herman de Vries, der die Arbeit mit zwei seiner „Erdausreibungen“ auf Deck- und Rückblatt bereichert hat, aber auch Bürgermeister Walter Ziegler aus Ebelsbach sowie Cordula Kappner aus Hassfurt –, gebühren für ihre Arbeit und Hilfe Dank und Anerkennung aller, denen die ehrliche Beschäftigung mit der deutschen Vergangenheit ein Herzensanliegen ist.
Israel Schwierz

Vor 90 Jahren, am 27. Februar 1925, erschien die Nummer 1 der Bayerischen Israelitischen Gemeindezeitung BIGZ. Herausgegeben vom Verband Bayerischer Israelitischer Gemeinden VBIG und der Israelitischen Kultusgemeinde München sollte sie nicht nur ein Nachrichtenblatt sein, schrieb L. Baerwald in seinem Geleitwort. „Sie soll ein Band werden, das die Gemeindemitglieder untereinander und mit der Gemeinde immer inniger verbindet.“ Bis zur erzwungenen Einstellung des Blattes

durch die Nazis im Dezember 1937 entwickelte sich die BIGZ zum führenden Presseorgan der bayerischen Juden. Wesentlichen Anteil daran hatte **Ludwig Feuchtwanger**. Sein Bruder **Lion Feuchtwanger** machte sich bald einen Namen in der Literatur.

Vor 90 Jahren, auch 1925, erschien sein Roman „Jud Süß“. Nach anfänglichen Startschwierigkeiten entwickelte sich das Buch aber damals zu einem Welt-Bestseller und seinen Autor machte es berühmt. Seitdem hat die

Geschichte des Joseph Süß Oppenheimer immer wieder die Menschen bewegt und Künstler zu eigener Auseinandersetzung mit dem Thema angeregt, bis heute. In diesen Wochen brachte das Theater in Münster Detlev Glanerts Oper „Joseph Süß“ mit einer eigenen Interpretation auf die Bühne.

90 Jahre nach diesen historischen Ereignissen widmen wir unseren Themenschwerpunkt den **Brüdern Lion und Ludwig Feuchtwanger**.

Benno Reicher

Bayerische Israelitische Gemeindezeitung

Nachrichtenblatt der Israelitischen Kultusgemeinde in München und des Verbandes Bayerischer Israelitischer Gemeinden

Erscheint am ersten Samstag jeden Monats. Verlag: B. Heller, München, Herzog Maxstraße 4, Fernsprecher 53099, Postcheckkonto Nr. 3938 München. Schriftleitung: Dr. Eugen Schmidt, Rechtsanwalt in München, Karlststraße 6.

Bezugspreis für die nicht durch die Jst. Kultusgemeinde München eingetragenen Bezüher: Mk. 4.— für das Jahr. Anzeigenpreis: Die 4 gesp. mm. Zeile 40 Pfg.; Familienanzeigen, Stellengesuche und ähnliche Angebote 15 Pfg.

1925

München, 27. Februar 1925

Nr. 1

Inhalt: Zum Geleit — Gemeinde und Landesverband — Ein Wort der Schriftleitung — Gefallenengedenkfeier — Der Verband bayerischer israelitischer Kultusgemeinden — Mahnwort einer Frau — Aus der Gemeinde — Aus dem Verbands — Bücherschau — Amtlicher Anzeiger: Bekanntmachungen des Verbandes, Bekanntmachungen der Gemeinde, Kalendarium

Auf drei Dingen ruht die Welt; auf der Gotteslehre, dem Gottesdienst und den Liebeswerken. (Spr. d. Väter I. 2.)

Mit Gefinnung und Tat gehöre jeder einzelne seiner Gemeinde an — daß ihn der Gemeininn befeele, der das allgemeine Beste wie das eigene beherzigt, daß es ihm nicht gleich gilt, ob die Anstalten, Einrichtungen und Angelegenheiten des Gemeinwesens blühen oder nicht, ob die Gemeinde ihre Aufgabe löst, Trägerin des Heiligsten, zu sein, oder nicht. S. R. Sirsch, Chorch, c. 95.

Zum Geleit.

Von L. Baerwald.

Lang ersehnt tritt mit dieser ersten Nummer unsern Gemeindemitgliedern und einem weiteren Kreise der bayerischen Judenheit ein Blatt entgegen, dem viele aus vollem Herzen den Segensspruch „Schelhechejonu“ zurufen werden.

Hier trifft das viel mißbrauchte Wort vom „dringenden Bedürfnis“ einmal wirklich zu. Wie schmerzlich ist das Fehlen eines solchen Blattes oft empfunden worden, wie viel Mühe, Zeit und Kosten sind nicht vergeblich aufgewendet worden; wie oft sind Gemeindemitglieder wertvollen Veranstaltungen ferngeblieben, haben wichtige Mitteilungen übersehen, nur weil das geeignete Mitteilungsorgan fehlte und die Zeitungsannonce „übersehen“ wurde. Die Vielseitigkeit des Lebens in einer Großgemeinde verlangt gebieterisch, daß die Mitteilungen der Gemeindeverwaltung und ihrer Organe, der Vereine und aller sonst am Gemeindeleben beteiligten Kreise in geeigneter Form der jüdischen Öffentlichkeit zugeführt werden.

Doch nicht nur ein Nachrichtenblatt soll diese Zeitung sein, wenn auch diese Aufgabe schon ihr Erscheinen gerechtfertigt hätte. Sie soll ein Band werden, das die Gemeindemitglieder untereinander und mit der Gemeinde immer inniger verbindet. In einer Großgemeinde wie der unsrigen sind die Verhältnisse für den Einzelnen unübersichtlich geworden; das Interesse am gemeindlichen Leben muß darunter leiden, wenn nicht die Aufgaben

und Leistungen der Gemeinde den Mitgliedern immer wieder vorgeführt werden. Nur so kann Teilnahme am Gemeindeleben geweckt oder wiederbelebt werden, nur so können die an den Aufgaben der Gemeinde tätigen Personen den Zusammenhang mit dem großen Kreis, auf den sie sich stützen, aufrecht erhalten, nur so kann auch jeder einzelne Gemeindebürger empfinden, daß er für das Ganze, das Ganze für ihn verantwortlich ist. So kann und so wird auch in einer Großgemeinde die lebendige Kraft der alten „Kehillageister“ erhalten und neu gefördert werden.

Da dieser Geist aber nicht denkbar ist ohne den Zusammenhang mit dem religiösen und kulturellen Leben unserer Gesamtheit, so wird unser Blatt auch nach dieser Richtung hin Aufgaben zu erfüllen haben. Es wird durch Aufklärung und Belehrung der Gleichgültigkeit und Interesselosigkeit entgegenwirken, wird von der Lehre, dem Schrifttum und der Geschichte des Judentums lehren und dadurch zum Nachdenken über das alte Erbgut unserer Religion veranlassen und das stolze Bewußtsein der Zugehörigkeit zum Judentum festigen. Es kann nicht ausbleiben, daß all das im Sinne des Ausbaus und der Einigung wirken wird. Möge unsere Gemeindezeitung diese ihre Aufgabe erfüllen! Wir geben ihr den Wunsch des Psalmisten mit auf den Weg:

„Ziehe einher für Wahrheit und Recht.“

Kein Ausweg für den Sündenbock

Erfurter Intendant Guy Montavon inszeniert Detlev Glanerts Opernkrimi „Joseph Süß“ in Münster

Von Harald Suerland

MÜNSTER. Ein wirklich liebenswerter Typ ist dieser Opernheld mit Baritonstimme nicht. Als Bediensteter eines gewissenlosen Herzogs (Tenor) nutzt er seine herausgehobene Stellung und macht sich dadurch Feinde. Gleichzeitig verbirgt er sein Privatleben, um die eigene Tochter nicht in Gefahr zu bringen. Das alles nimmt ein schlimmes Ende. Nein, hier ist nicht von Rigoletto die Rede: Es geht um Joseph Süß, den Helden der 1999 uraufgeführten Oper von Detlev Glanert. Und genau wie Verdis berühmter Titelheld erleidet Joseph Süß ein Schicksal, das die Zuschauer erschüttert, auch wenn sie seine Handlungen nicht gutheißen mögen. Aber Glanerts Opernfigur ist noch hoffnungsloser der Willkür ausgeliefert als Rigoletto. Denn er ist Jude.

„Jud Süß“ heißen der berühmte Roman von Lion Feuchtwanger und der berühmte Film von Veit Harlan, die die historische Figur des Finanzrats Joseph Süß Oppenheimer aus dem 18. Jahrhundert ins Zentrum stellen. Kann man aus diesem Stoff nach 1945 noch eine Oper machen? Glanert, der Schüler Hans Werner Henzes, und seine Librettisten Werner Fritsch und Uta Ackermann beweisen, wie das möglich ist. Indem sie den Antisemitismus thematisieren, ohne dabei auf den Nationalsozialismus verweisen zu müssen.

Der 90-minütige Opernkrimi, den Erfurter Intendant Guy Montavon jetzt in Münsters Großem Haus inszeniert hat, spielt im Kerker des todgeweihten Süß. Die Kerkermauern sind Goldbarren: Süß, der geschickte Geldbeschaffer, hatte schon früh Neid auf sich gezogen, und der einflussreiche Weissensee spricht es aus: „Ein Jud als Finanzrat! Wie ein Vampir als Arzt!“ Diese Szenen aus Süß' Leben sind als Rückblenden gestaltet, dazu ändert die Drehbühne jeweils das Bild (Ausstattung: Peter Sykora), und Süß zieht sein rotes Gewand über, das ihn vom weißen Chor und den grauen Antagonisten abhebt. Die Stilmittel der Regie treffen genau den Kern des Werks: Gezeigt wird zwar ein historischer Stoff, doch das farbliche Abstrahieren lässt ihn durchaus zeitlos erscheinen.



Foto: © Oliver Berg, Theater Münster

Süß (elegant in Gesang und Gestaltung: Gary Martin) ist als Jude der Außenseiter und Sündenbock, daran lässt das Stück mit seinem höhnischen Chor-Volk keine Zweifel. Interessanterweise nimmt er die Gelegenheiten nicht wahr, als Konvertit oder als unehelicher Sohn eines Christen Rettung zu suchen. Was eher eine Frage der Verblendung als des Glaubens ist: Den guten Rat des orthodoxen Magus (Juan Fernando Gutiérrez) schlägt er aus, und in der Verzweiflungsrede vor seiner Hinrichtung will er den Regenbogen des Herrn zerbrechen.

Glanerts Partitur enthält subtile Schreckensgeräusche wie das bedrohliche Tropfen, wuchtige, von Chor und Orchester grandios gestaltete Volksszenen und eine Mischung aus Sprechgesang und kantablen Passagen: Die Gesänge der Tochter Naemi etwa sind lyrisch-traumatisch (Lisa Wedekind) und unterscheiden sich von den markanteren Gesangslinien der Geliebten Magdalena (Henri-

ke Jacob) und den eitlen Koloraturen der Primadonna Graziella (Eva Bauchmüller). Der zynische Henker (Helge Salnikau) darf nur sprechen: „Süß dein Genick! Wie geschaffen für den Strick!“ Die fein verästelte Musik ist von großer Theaterwirksamkeit, ganz extrem am Schluss, wenn eine furchterregende Steigerung jäh abbricht und einen Klangschatzen zurücklässt. In vielen Übergängen malt sie feine Stimmungen: Wie Dirigent Thorsten Schmid-Kapfenburg dies alles koordiniert, das ist fabelhaft.

Gregor Dalal als Herzog und Youn-Seong Shim als Weissensee sind auch stimmlich ideale Widersacher des Helden, der wie Rigoletto die geliebte Tochter verliert und am Ende einem Willkür-Urteil unterworfen wird, das sich aus antisemitischen Vorurteilen nährt. Ein packender Opernstoff – vorzüglich umgesetzt.

Nachdruck aus: Westfälische Nachrichten, 9. 2. 2015

Der Klang der Wassertropfen in den Kerkerszenen

Jens Ponath im Gespräch mit dem Komponisten Detlev Glanert über seine Oper JOSEPH SÜSS

Jens Ponath: Über seine Arbeit an dem Roman „Jud Süß“ notierte Lion Feuchtwanger: „Das Historische in einem Roman ist nur eine Einkleidung, ein Mittel, nicht Selbstzweck. Ein gutes Mittel, scheint mir, denn aus der zeitlichen Entfernung der dargestellten Vorgänge, aus ihrem Abgelaufensein, aus ihrer Abgeschlossenheit lässt sich ein brauchbares Maß gewinnen für das, was an einer Zeit und ihren Menschen das Wesentliche ist. Was sie nämlich in einem historischen Roman suchen, das sind am Ende nur sie selber und ihre eigene Zeit.“ Trifft dies auch für Ihre Beschäftigung mit dem Stoff zu?

Detlev Glanert: Ja, auf jeden Fall. Ich kannte das Zitat von Feuchtwanger noch nicht, aber es drückt sehr genau meine eigene Einstellung zur künstlerischen Arbeit aus. Theater interes-

siert mich grundsätzlich nur in der Beziehung zu unserem Leben heute. Die intelligente Metapher in dem Zitat ist die der „Einkleidung“. Man braucht zur Wahrnehmung eines Sachverhalts eine Distanz zu ihm, eine bestimmte Verstellung. Theater funktioniert ja weitgehend metaphorisch. Auf der Bühne wird etwas Nicht-Reales vorgestellt, und durch die Musik in der Oper erscheint das Vorgestellte von der Wirklichkeit noch weiter abstrahiert. Es bedarf einer metaphorischen „Einkleidung“, damit die Dinge erkennbar werden.

JP: Welche Themen sind es denn konkret, die Sie aus heutiger Perspektive an der Geschichte des Joseph Süß interessieren?

DG: Da ist zum einen die Frage, wie sich eine Gesellschaft einen Sündenbock beziehungs-

weise eine Sündenbockgruppe erschafft. Zum Sündenbock eignen sich Menschen, die zu einer Außenseitergruppe gehören, einer Gruppe, die in ganz bestimmter Weise konnotiert und stigmatisiert ist. Damit verbunden ist in diesem Fall das Phänomen des Rassismus. Am Ende der Oper wird deutlich, dass der Rassismus auch nicht vor Menschen halt macht, die ihrer Herkunft nach nicht zu dieser Gruppe gehören. Magdalena, die nicht-jüdische Geliebte von Joseph Süß, die von ihm schwanger ist, wird zu einer – wie Göring es einmal nannte – „erklärten Jüdin“. Das heißt, sie wird – über den Weg der Stigmatisierung als „Juden-Hure“ – zur Jüdin gemacht... In der Phase unserer Vorarbeiten für das Stück stießen wir auf die verblüffende Tatsache, dass es bereits rund 80 Bearbeitungen des Stoffes für das Theater gab. Bereits

im 18. Jahrhundert entstand eine Barockoper über Joseph Süß, von der nur das Libretto erhalten ist. Was hat dieses große und anhaltende Interesse am Stoff hervorgerufen? Meine Vermutung ist, dass der Fall in seiner Zeit als erster Ausbruch von rassistischem Antisemitismus wahrgenommen wurde, also einem Antisemitismus, der nicht primär theologisch, sondern rassistisch begründet war. Das muss auf die Leute in ganz Europa neu und schockierend gewirkt haben. Von da an zieht sich in der deutschen Geschichte dieser rassistische Faden weiter, bis die Giftblume des Antisemitismus schließlich in den Zwanzigerjahren des 20. Jahrhunderts auf schreckliche und unumkehrbare Weise aufgeht...

JP: Ein überraschendes Detail in der Biographie von Joseph Süß ist, dass er im Gegensatz zu seinen Brüdern nicht zum christlichen Glauben konvertiert ist – ein Detail, das auch in verschiedenen Szenen Ihrer Oper aufgegriffen wird, etwa wenn Magdalena zu ihm in den Kerker kommt und ihn auffordert, Christ zu werden, oder in der Szene, in der ihm der Magus offenbart, er habe in Wahrheit einen christlichen Vater, sei also nach jüdischem Recht Jude, nach christlichem dagegen Christ und könne nun frei wählen.

DG: In einem Buch über Joseph Süß hatte der Autor herausgefunden, dass es für Süß offenbar zu einem bestimmten Zeitpunkt eine Möglichkeit gab, sich auf einen uneheleichen, nicht-jüdischen Vater zu berufen. Der Nachweis wäre wohl unendlich schwer für ihn geworden, und schlussendlich hätte eine späte Konversion sein Leben vermutlich auch nicht mehr retten können. Bemerkenswert aber ist dieser Stolz, mit dem Joseph Süß Jude bleibt, sowohl zum Zeitpunkt seines größten gesellschaftlichen Erfolgs als auch unmittelbar vor seinem Untergang. Er besteht darauf, gerecht behandelt zu werden, auch und gerade als Jude.

JP: Laut Quellen hat sich Joseph Süß in der Zeit seiner Haft auch wieder der jüdischen Religion zugewandt...

DG: Ja, er hat im Kerker die Riten praktiziert, hat wieder gebetet... Wir sind im Stück noch einen Schritt darüber hinausge-

gangen. Wenn man sich die Not und Bedrängnis eines von Religion geprägten Menschen in seinen letzten Minuten vor der Ermordung vorstellt – und dabei denke ich auch an die Menschen auf der Rampe von Auschwitz, die in die Gaskammern getrieben wurden, und deren Ahnung, sterben zu müssen, in Gewissheit umschlug – so ist es in einer solchen Extremsituation möglich, dass religiöse Menschen ihrem Gott abschwören...

JP: Joseph Süß in Ihrer Oper tut genau dies mit seinen letzten Worten: „Herr! Ich zerbreche deinen Regenbogen.“ Symbolisch bedeutet es, dass Süß den Bund aufkündigt, den sein Gott Jahwe nach der Sintflut mit dem auserwählten Volk geschlossen hatte...

DG: Es ist ein sehr harter Satz, der für uns heute – für Gläubige wie Nichtgläubige – die Frage einschließt: Wenn so etwas wie Auschwitz möglich ist – wie ist dann überhaupt noch Gott vorstellbar? Diese Frage wollte ich in die ausgedehnte Sekunde, die ich mir vor der Hinrichtung des Joseph Süß vorstelle, einfließen lassen.

JP: Schaut man sich die Abfolge der 13 Szenen Ihrer Oper genauer an, bemerkt man, dass die Bilder – Kerker, Herzogschloss, Waldhaus und Stadthaus – streng symmetrisch angeordnet sind. Die siebte Szene, die die Spiegelachse darstellt, beginnt und endet quasi spiegelbildlich mit derselben Replik. Haben Sie diese Konstruktion gewählt, um eine gewisse Mechanik des Verhängnis' zum Ausdruck zu bringen?

DG: Die Idee zu diesem symmetrischen Aufbau kam mir erst beim Komponieren. Deshalb musste ich die Librettisten zu einem relativ späten Zeitpunkt noch zur Umstellung einer Szene bewegen. Eine mögliche Bedeutung für diesen Formalismus kann man natürlich in Verhängnis und Ausweglosigkeit sehen, die von Anfang an der Geschichte eingeschrieben sind. In dieser Hinsicht wirkt die Szenenfolge geradezu wie ein Gitternetz. In dem symmetrischen Aufbau kann man aber auch Aufstieg und Fall von Joseph Süß gespiegelt sehen: In der Szene 6, in der er zum Finanzrat des Herzogs ernannt wird, ist der Höhepunkt seiner Karriere erreicht. In ihr erfährt er auch, dass er möglicherweise einen christlichen Vater hat. Das heißt, ihm stehen zu diesem Zeitpunkt scheinbar alle Wege offen – für ihn die beste Situation, die er sich hat vorstellen können. Danach beginnt der Abstieg. In der 8. Szene schon hört man das Zischeln des Chores, das dann immer radikaler wird.

JP: Trotz der scheinbaren Ausgeglichenheit im szenischen Aufbau hat man allerdings ab einem bestimmten Punkt den Eindruck, dass sich die Ereignisse überschlagen, dass sich das Handlungstempo erhöht.

DG: Das stimmt, denn die dramaturgische Symmetrie wird zugleich durch die Tatsache konterkariert, dass die Szenen im ersten Teil tendenziell eine größere zeitliche Ausdehnung haben als die im zweiten. In dieser Hinsicht beschleunigt sich das Stück, spitzt sich die Dramatik zu. Ein Detail, das die allmähliche Beschleunigung verdeutlicht, auch

wenn man es kaum bewusst wahrnehmen wird, ist der Klang der Wassertropfen in den Kerkerszenen, die von Mal zu Mal unmerklich schneller werden. Das ist natürlich ein alter Musikertrick! Ich hatte früh entschieden, die Kerkerszenen durch immer wiederkehrende Geräusche, die musikalisch formuliert sind, zu strukturieren. Dabei gibt es mehrere Ebenen: Jede Kerkerszene beginnt mit dem Geräusch einer zufallenden Tür. Dies kündigt Besuch an, beziehungsweise Süß hofft oder bildet sich ein, es käme jemand. Von außen, vom Hof aus, hört man Hämmern und Pochen – da wird schon der Galgen gezimmert. Außerdem hört man aus der Ferne Trommeln: die Soldaten exerzieren, bereiten sich schon auf die bevorstehende Hinrichtung vor. Und dann hört man eben noch diese Tropfen, die in der ersten Szene ganz langsam beginnen und immer ein Stückchen schneller werden. Durch diesen Effekt wird ein psychischer Druck aufgebaut, den man kaum benennen kann, den man aber sehr wohl spürt.

JP: Wie kam es zu der Idee, das Stück aus der Todeszelle heraus zu erzählen, aus der Perspektive der letzten Stunde vor Süß' Tod?

DG: Das war eine Idee von Werner Fritsch. Als er sie mir vorschlug, habe ich erst einmal schlucken müssen, weil ich skeptisch war, ob es auf der Opernbühne überhaupt funktionieren könnte.

JP: In der Inszenierung von Guy Montavon gibt es eine Veränderung gegenüber der Handlung, wie sie in der Oper und auch in dem Roman von Feuchtwanger erzählt wird: Der Herzog vergewaltigt Naemi, die daraufhin von seinen Gefolgsleuten getötet wird. In der von Ihnen vorgegebenen Szene flieht sie vor dem Herzog und stürzt sich aus ihrem Waldhaus in den Tod.

DG: Das ist zwar eine gravierende Änderung, die ich aber akzeptieren kann, weil sie nichts an dem Kontext verändert: Naemi wird vernichtet. Dabei sind die Todesarten nur verschiedene Konsequenzen derselben Ursache.

JP: Der Tod von Naemi ist der Wendepunkt der Geschichte. Danach bricht Süß mit dem



Dramaturg Dr. Jens Ponath



Komponist Detlev Glanert

Herzog und führt im Grunde seinen eigenen Untergang herbei.

DG: Ja, nach Naemis Tod erstarrt seine Sprache. Beim Bankett hätte er noch die Möglichkeit, Weißensees Verschwörung zu verraten. Aber er schweigt, lässt die Dinge laufen, wohlwissend, dass sie in einer Katastrophe enden werden. Süß hat aufgegeben. Naemi war sein Lebenssinn. Nach ihrem Tod kommt auch Magdalena nicht mehr an ihn heran.

JP: Die Liebesbeziehung von Magdalena und Süß ist für mich ein wunderbares Rätsel dieses Stücks. Man fragt sich, wie es dazu kommen kann. Zunächst ist Süß ja involviert in den Vorgang, der zu Magdalenas Vergewaltigung durch den Herzog führt.

DG: Süß handelt da unter Druck. Weißensee attackiert ihn frontal bei der Steuerverhandlung. Er will verhindern, dass Süß Finanzrat wird und brüllt ihm dies direkt ins Gesicht. Da entwickelt sich bei Süß ein Rachegefühl, und er sagt sich: „Da werfe ich doch mal den Namen seiner Tochter ins Spiel!“ Weißensee versteckt ja seine Tochter vor dem Herzog, genauso wie Süß die seine. Als der Name im Raum steht, verkauft Weißensee seine Tochter, weil er Karriere machen will und dafür die Tochter liefern und die Steuer unterschreiben muss.

JP: Er tut es mit schlechtem Gewissen...

DG: Erst unterschreibt er, dann kommt das schlechte Gewissen – die Reihenfolge ist entscheidend. „Ich unterschreibe als Kuppler mit meinem eigenen Fleisch und Blut“, heißt es im Libretto. Weißensee ist dazu bereit, um auf der Karriereleiter ein Stückchen hochzuklettern. Dafür hat Süß nur Zynismus übrig. Später aber dreht Weißensee die Situation um. Er findet heraus, dass Süß eine schwache Stelle hat, nämlich die eigene Tochter...

JP: Sie sehen also keine Mitschuld bei Süß an der Vergewaltigung Magdalenas?

DG: Nein. Wer liefert Magdalena an den Herzog? Der Vater. Wer vergewaltigt sie? Der Herzog. Süß hat lediglich den Namen platziert, um Weißensee zu treffen. Das ist hässlich, aber keine Mitschuld.

JP: Wie kommt es zu der Liebesgeschichte zwischen Süß und Magdalena?

DG: Magdalena ist durch die Vergewaltigung gezeichnet und damit auch zur Außenseiterin geworden. Von da an spricht sie mit ihrem Vater äußerst zynisch und verächtlich. Sie hat mit ihm gebrochen. Die Verbindung der beiden Außenseiter, da ja beide auf eine gewisse Weise „beschädigt“ sind – Süß und Magdalena – hat mich immer fasziniert. Da ist von beiden Seiten auch eine gewisse „Größe des Herzens“, wenn man es einmal so altmodisch ausdrücken mag. Sie nähern sich vorurteilsfrei und liebevoll. Süß weiß, dass Magdalena eine „Gefallene“ ist, die nie mehr sozial reüssieren kann. Magdalena findet Süß schon bei ihrer ersten Begegnung sehr schön, verliebt sich gleich in ihn.

JP: Joseph Süß sieht zweifellos, welche verbrecherischen Dinge am Hofe des Herzogs



Foto: © Oliver Berg, Theater Münster

vor sich gehen. Er weiß, wie korrupt und amoralisch der Herrscher ist, bleibt aber trotzdem in seinen Diensten. Das macht ihn zum Opportunisten.

DG: Ja, aber der Opportunismus ist seine einzige Chance! Ich denke, der moralische Widerspruch macht ihn zum modernen Menschen. Er will ja nur das, was wir alle wollen: ein gutes Leben in Wohlstand führen. Süß hat es geschafft, nicht im Ghetto leben zu müssen, was er ablehnt. Er weiß, dass er viel kann, ein guter Verwaltungsfachmann ist. Aber er ist auf Gedeih und Verderb auf den Herzog angewiesen. Sein Schicksal ist unlösbar an ihn gebunden. Deshalb ist die Bankettszene nach dem Tod der Naemi so interessant, weil Süß da die Bindung aufgibt und sich so einer ungeheuren Gefahr aussetzt. Weißensee erkennt das sofort. In dem Moment, in dem der Herzog den Anfall bekommt, entscheidet er blitzschnell und schreit: „Verhaftet Süß!“ Dieser Moment zeigt, dass Weißensee wirklich über eine bestialische politische Intelligenz verfügt. Er erkennt augenblicklich die Chance, den Juden verantwortlich zu machen, und schießt die Kanonade daher innerhalb einer Sekunde ab. Damit ist das Schicksal von Süß entschieden.

JP: Eine wichtige Beziehung, über die wir noch nicht gesprochen haben, ist die von Joseph Süß zum Rabbiner Magus, dem er die Erziehung seiner Tochter anvertraut hat. Mir scheint, Magus verkörpert für Süß so etwas wie sein schlechtes Gewissen – eine Erinnerung an sein Dasein als Jude. Magus warnt ihn auch immer wieder mit eindringlichen Worten, zum Beispiel mit dieser Vision: „Eine Taube stürzt, die Flügel voller Rot, herab. Feuer fällt vom Himmel und verlischt nicht, bis unser Volk hindurchgegan-

gen ist. Der Schnee: wie Blätter einer Rose aus Blut“...

DG: Was Fritsch und Ackermann in diesen Sätzen geschrieben haben, ist eine Amalgamierung von alttestamentarischen Bildern und KZ-Bildern – diese Verbindung scheint im Libretto immer wieder auf. Der Magus ist ein Teil der Welt, aus der Süß weg wollte. Aber Süß hat ihn im Grunde ganz tief verinnerlicht, so wie alle Menschen, die mit einer Religion aufgewachsen sind, einen starken Glauben in sich tragen, auch wenn sie meinen, sich längst davon gelöst zu haben. Warum sonst lässt Süß seine Tochter ausgerechnet von ihm erziehen? Joseph Süß und der Rabbi verkörpern die beiden Möglichkeiten des jüdischen Daseins in einer nicht-jüdischen Gesellschaft: entweder man bleibt dem Judentum verhaftet, orthodox, das ist die Position des Magus, oder man assimiliert sich wie Süß.

JP: Im Roman gibt es die Metapher des „Verkapselten“. Joseph Süß meint, der Rabbi rühre bei ihm an dem Verkapselten – also dort, wo er sein Judentum weggeschlossen habe. Es gibt da eine Berührungsangst von beiden Seiten...

Obwohl in Ihrer Oper religiöse Fragen nicht explizit aufgeworfen werden, sind sie von Anfang bis Ende unter der Oberfläche präsent.

DG: Wir alle sind, glaube ich, von Religion viel stärker geprägt, als wir es uns eingestehen. Wir sind ja in einem christlichen Zentrismus groß geworden. Und auch wenn man längst nicht mehr an Gott glaubt oder zur Kirche geht – das Christentum spielt in jeder Sekunde unseres Lebens eine erzieherische Rolle. Allein in der Abfolge der Mahlzeiten kann man die Tagesrhythmen der Klöster wiederfinden. Wenn Sie die Handwerker beobachten, wie sie ihr zweites Frühstück einnehmen, Kaffeezeit, Abendbrot... – es ist nichts anderes als der alte Klösterhythmus! Das ist nur ein winziges Detail dafür, wie unser Leben durchstrukturiert ist durch die Religion. Sie ist tief ins Soziale eingewachsen...

JP: In der letzten Szene der Oper, unmittelbar vor der Hinrichtung, wird die groteske Begründung des Todesurteils für Joseph Süß verlesen.

DG: Joseph Süß ist in 137 Punkten angeklagt worden. Alle diese Punkte mussten fallengelassen werden, weil sich die Beschuldigungen nicht erhärten ließen. Verurteilt worden ist er schließlich aufgrund eines Gesetzes, das 400 Jahre nicht mehr angewandt worden war: das Verbot für Juden, Sex mit Christen zu haben. Keine andere Begründung hatte man gefunden! Die Nazis haben mit ihren „Judengesetzen“ von Nürnberg 1938 genau da angesetzt: ein Rückfall ins frühe Mittelalter. Deshalb war ihnen auch dieser grauenvolle Propagandafilm über Joseph Süß so wichtig. Mit ihren irrationalen Gesetzen haben sie an dem Unrechtsprozess und Justizmord von 1738 angeknüpft.

Nachdruck aus: Theater Münster, Programmheft JOSEPH SÜSS, Redaktion: Dramaturg Dr. Jens Ponath, Münster, Februar 2015.

Kommentar

Ob das Theater in Münster mit Detlev Glanerts Oper „Joseph Süß“ den Geschmack seines westfälischen Stammpublikums getroffen hat, ist wohl fraglich. Die Premiere war sehr gut besucht, die nachfolgenden Aufführungen dafür aber weniger. Für schwierige Stücke oder moderne Kompositionen ist das aber nicht ungewöhnlich. Die lokale Opernkritik jedenfalls hat das Stück und die Leistungen des Ensembles angemessen gewürdigt.

Starkes Interesse gab es allerdings am Thema „Jud Süß“ und an Lion Feuchtwanger. Dies richtig einschätzend, auch im Hinblick auf Rezeptionsgeschichte und den literarisch-historischen Kontext, entwickelte Theater-Dramaturg Jens Ponath ein anspruchsvolles Begleitprogramm, das sich bald selbstständig über Wochen ein treues Stammpublikum entwickelte, sogar noch vor der Premiere.

Ponath brachte neben dem „Theatertreff“ auch andere Veranstaltungsorte, wie die Jüdische Gemeinde, mit ins Spiel. Dadurch erreichte er mit seinem Feuchtwanger-Programm sicher auch ein nicht an Theater interessiertes Publikum. Für mich als Feuchtwanger-Leser war dieses Begleitprogramm, immer klug von Jens Ponath moderiert, eine echte Bereicherung.

Neben in die Oper einführenden Begegnungen mit dem Komponisten Detlev Glanert, dem Regisseur und dem Dirigenten, gab es auch musikalische Kostproben und eine öffentliche Probe. Über die historische Figur des Joseph Süß Oppenheimer sprach die Historikerin Gudrun Emberger und über Feuchtwangers Roman Jud Süß referierte der Münchner Historiker und Feuchtwanger-Biograf Andreas Heusler.

Natürlich kann man von einem „Jud Süß“-Programm auch die Einbindung des antisemitischen Nazi-Propagandafilms „Jud Süß“ erwarten. Der alte Film liegt bei der Murnau-Stiftung und wird dort eindeutig beschrieben: „Der von der nationalsozialistischen Regierung in Auftrag gegebene und als Propagandafilm konzipierte JUD SÜSS ist ein antisemitischer, rassistischer Spielfilm von Veit Harlan aus dem Jahr 1940. Der

Film zeigt eine ideologisch verzerrte Version der Biografie der historischen Figur Joseph Süß Oppenheimer.“

Deshalb führt die Murnau-Stiftung den Streifen aus Goebbels' Hetzproduktion als sog. Vorbehaltsfilm. Das bedeutet in diesem Fall: Der Veranstalter des Films sorgt dafür, dass die Vorführung fachlich und wissenschaftlich begleitet wird, durch eine entsprechende Einführung und eine Diskussion, dass also Zuschauer mit dem „Propagandafilm“ nicht alleine gelassen werden. Ich erwarte von dieser „Begleitung“ u. a. Hinweise auf die im Film versteckten antisemitischen Stereotypen, auf versteckte und offene filmische Propagandatechniken und auf den Einsatz von Sprache, Bild und Ton in der antisemitischen Hetze der Nazis.

In Münster war zu dieser „Begleitung“ der Filmkritiker Hans Gerhold eingeladen. Gerhold gilt in der Stadt als Filmfachmann; er schreibt über Filme in den Westfälischen Nachrichten und er macht Filmveranstaltungen in Bildungseinrichtungen. Meine Erwartungen bezüglich der fachlichen Begleitung hatte er nicht erfüllt. Dieser Bereich „antisemitische Propaganda im Nazi-Film“ kam bei ihm nicht vor. Stattdessen forderte er mehrfach die bedingungslose Freigabe des Films, zeigte sich begeistert von bestimmten Kamera- und Schnitttechniken im Film und mehrfach konnte er seine Bewunderung für den Nazi-Regisseur Veit Harlan nicht verhehlen. Diesen „Meisterregisseur“ stellte er sogar in eine Reihe mit Steven Spielberg, Martin Scorsese und Quentin Tarantino.

Nicht zu glauben? Zwei Wochen später, am 13. Februar, veröffentlichte Gerhold in den Westfälischen Nachrichten in einem völlig anderen Zusammenhang eine Filmkritik mit dem Satz: „Schlechter Kitsch. Sowas wäre Meistern des Melodrams wie Douglas Sirk, Veit Harlan oder Rainer Werner Fassbinder nicht passiert.“ Da war sie wieder, die Reihe! Natürlich kann man das alles aus seiner fixierten Kameralinse betrachten. Aber die denkt bekanntlich nicht mit.

Viele Zuschauer ließen sich von Gerhold nicht ablenken und hielten zum Teil stark und empört dagegen. Damit war doch noch die „Begleitung“ des Films durch das Publikum gegeben und das ganze Begleitprogramm doch ein Gewinn.

Benno Reicher

Lion Feuchtwanger

Lion Feuchtwangers Familiengeschichte ist stark jüdisch und bayerisch geprägt. Seine Vorfahren kamen aus dem mittelfränkischen Ort Feuchtwangen über Fürth nach München und auch seine Eltern waren fromme Juden. „Einer der wichtigsten Einflüsse auf Lion und seine Werke war seine Beziehung zum Judentum“, schreibt Edgar Feuchtwanger, der Sohn von Lions Bruder Ludwig, im Vorwort zu Andreas Heuslers neuer Feuchtwanger Biografie. „Um diese Beziehung in ihrer ganzen Widersprüchlichkeit zu verstehen, muss man seinen elterlichen Hintergrund betrachten. Die Eltern waren orthodoxe Juden.“

Die beiden Brüder Lion und Ludwig besuchten gemeinsam das Wilhelmsgymnasium in



München und Edgar schreibt, dass der Schulalltag für sie schwierig war. „Sie waren angehalten, koscher zu essen und am Schabbat keine Gegenstände zu tragen. Dies schuf eine Kluft zwischen ihnen und den Mitschülern.“

Die Feuchtwangers waren gut situiert. Die Familie produzierte Margarine und man lebte in sicheren Verhältnissen. Die frommen jüdischen Familien gingen in die orthodoxe Synagoge Ohel Jakob und danach zum Spaziergang in den nahegelegenen Hofgarten. Dort sah Marta, Lions spätere Frau, die Familie nach den Gottesdiensten. „Wir erkannten die Feuchtwangers immer an ihrer schlechten Kleidung. Stets so grau mit groben Schuhen. Dabei wusste jedermann, dass sie reich waren. Aber sie taten dies, weil sie als orthodoxe Juden am Samstag nichts tragen durften.“

Andreas Heusler ordnet auch diese familiären Hintergründe ein in seine unbedingt lesenswerte Gesamtbetrachtung des Schriftstellers Lion Feuchtwanger und er kommt zu dem Schluss: „Wenn es im 19. und frühen 20. Jahrhundert so etwas wie ein bayerisch-jüdisches Establishment gab – die Feuchtwangers gehörten dazu.“ Sie hätten als Juden und Bayern auch Traditionen und Überlieferungen mitgeprägt und am Beispiel der Familie Feuchtwanger werde exemplarisch deutlich: „Bayerische Geschichte war seit dem Mittelalter stets auch jüdische Geschichte.“

Heuslers Buch ist ein Gewinn für jeden Feuchtwanger-Liebhaber. Wenn man Lion Feuchtwanger als Schriftsteller kennen lernen will, muss man natürlich seine Bücher lesen. Wenn man dann mehr über den Schriftsteller wissen will, dann sollte man das fesselnde Buch von Andreas Heusler lesen.

Benno Reicher

Andreas Heusler: *Lion Feuchtwanger, Münchner – Emigrant – Weltbürger*, 352 S., Residenz Verlag, St. Pölten-Wien 2014.



Schriftsteller Lion Feuchtwanger Foto: Aufbau Verlag

Lion Feuchtwangers *Jud Süß* – Zwischen Fiktion und Realität

Von Andreas Heusler

Der historische Roman

Lion Feuchtwanger gilt als der deutschsprachige Schriftsteller, der das Genre des „Historischen Romans“ aus der Schmutzdecke des halbseidenen Kitsches geholt und zu einem literarischen Format entwickelt hat, das auch von Bildungsbürgern und Intellektuellen geschätzt wird. Mit Feuchtwangers „Jud Süß“ oder der „Hässlichen Herzogin“ hat die Vergangenheit einen festen Platz im Kosmos der deutschsprachigen Literatur gefunden. Andere prominente Vertreter des Genres sind Franz Werfel, Heinrich Mann, Thomas Mann oder Joseph Roth. Doch wenn die Frage nach **der** Ikone des modernen historischen Romans gestellt wird, dann ist es meist der Name Lion Feuchtwanger, der zuerst fällt.

Im Grunde war und ist der historische Roman ein eigenartiger Zwitter im weiten Feld der Belletristik. Der Anspruch, eine Form von Wahrheit zu vermitteln, ist diesem Literaturtypus eigen – aufgrund der ausdrücklichen Bezugnahme auf tatsächlich stattgefundene Ereignisse und reale historische Akteure. So hat der historische Roman stets den Charakter einer Behauptung – nämlich: der Behauptung, Realität abzubilden. Das Ziel des historischen Romans ist es, dem Leser eine authentisch anmutende Fiktion vorzulegen. Der historische Roman behauptet selbstbewusst: „So ist es gewesen!“ Dieser apodiktische Satz ist der gemeinsame Nenner für Dichter und Historiker, er bildet das Scharnier zwischen Fiktion und Wissenschaft. Im historischen Roman geschieht zudem etwas Bemerkenswertes: Hier findet die Harmonisierung von Dichtung und Wahrheit statt. Im historischen Roman wird der Konflikt zwischen *res fictae* und *res factae*, also zwischen der Welt des Erfundenen und der Welt des Tatsächlichen, aufgehoben.

Auch der Schriftsteller Lion Feuchtwanger hat sich bemüht, die Welt des Erfundenen und die Welt des Tatsächlichen miteinander in Einklang zu bringen. Aber: die *res fictae* galten ihm dabei stets als die vorrangige Kategorie. Im Ballsaal der Literatur gebührt der Kunst der erste Tanz, nicht der Wissenschaft. Feuchtwangers Selbstverständnis war nie das eines wissenschaftlich arbeitenden Historikers. Die Orientierung an den strengen Methoden des akademischen Geschichtsforschers, das ausgreifende Quellenstudium, die Unterwerfung der eigenen Texte unter den wissenschaftlichen Diskurs der Zeit waren seine Sache nicht. Und dennoch formulierte auch der Schriftsteller Feuchtwanger für sich einen hohen Anspruch: dass nämlich seinem literarischen Narrativ eine plausible, seriöse und jederzeit überprüfbare historische Wahrhaftigkeit innewohnen möge. Wie der fragile und diffizile literarische Aushandlungsprozess zwischen Recherche und Fiktion, zwischen Wahrheit und Dichtung vom Autor von „Jud Süß“ bewältigt wurde, soll an dieser Stelle – zumindest in Ansätzen – genauer betrachtet werden.

Rückblende – Die Anfänge des Schriftstellers Lion Feuchtwanger

Lion Feuchtwanger verdient seinen Lebensunterhalt in den Jahren vor dem Ersten

Weltkrieg als Theaterkritiker für lokale und überregionale Zeitungen und Zeitschriften, darunter die *Münchner Neuesten Nachrichten*, das *Berliner Tageblatt* und die angesehene *Schaubühne* von Siegfried Jacobsohn. Doch eigentlich strebt der junge Münchner Intellektuelle weg von diesem Brotberuf. Denn er sieht sich als Dramatiker. Das Schauspiel, die Bühne sind seine künstlerischen Sehnsuchtsorte; als Kritiker hat sich Feuchtwanger ganz und gar dem Theater verschrieben, als Bühnenautor möchte er diesen Weg konsequent weitergehen. Aber die erhofften Erfolge bleiben aus und der enttäuschte Autor versucht sich im Alter von 25 Jahren auch als Romancier. Um 1910 arbeitet er an einem – wie er selbst sagt – „wirksamen, hochmütigen und sehr artistischen Roman, darstellend das reiche, spielerrische und gewissenlose Leben eines jungen Mannes aus der Gesellschaft“.¹ Dieser erste Roman Feuchtwangers mit dem Titel „Der tönerner Gott“ handelt von Verbrechen, Eitelkeit und genussüchtiger Hybris und steht ganz im Zeichen einer nihilistischen Zeitstimmung. Die Nietzsche-Verehrung des Verfassers hinterlässt markante Spuren in dem Buch. Später möchte Feuchtwanger sein Werk über einen jungen jüdischen Großstadtkintellektuellen am liebsten vergessen machen. Schon die zeitgenössische Kritik – soweit diese das Erstlingswerk überhaupt zur Kenntnis nahm – war auf Distanz zu dem Buch gegangen.

Es wird nach dieser Erfahrung mehr als zehn Jahre dauern, bis sich Lion Feuchtwanger erneut an die große epische Form wagt. Sein Roman über den württembergischen Hoffaktor Joseph Süß Oppenheimer verfasst er in den Jahren 1921/22. Und diesmal gelingt das Wagnis; nach Anlaufschwierigkeiten entwickelt sich „Jud Süß“ zu einem Bestseller und der inzwischen dreißigjährige Schriftsteller Feuchtwanger gelangt zu Weltruhm, ja, wird weltweit zu einem der meistgelesenen Autoren seiner Zeit.

Fragen

Wie ist dieser Roman „Jud Süß“ entstanden (es ist kaum bekannt, dass der Roman auf einem wenig erfolgreichen Theaterstück aufbaut, das 1917 im Münchner Schauspielhaus uraufgeführt wurde)? Gibt es so etwas, wie ein prägendes literarisches Stilmittel, das den Roman charakterisiert? Und wie verhält es sich in diesem historischen Roman mit der Harmonie von *res fictae* und *res factae*? Und vor allem: worum geht es in dem Buch?

Einige Worte zur Entstehungsgeschichte

Die Figur des Joseph Süß Oppenheimer begegnet Lion Feuchtwanger erstmals 1916 in der „sachlich und gut geschriebenen Biographie“ (so Feuchtwangers Resümee) von Manfred Zimmermann aus dem Jahr 1874. Was den Juden Feuchtwanger an der Figur des Oppenheimer fasziniert, ist der Umstand, dass sich in ihr exemplarisch das Kollektivschicksal der deutschen Juden vom Mittel-

alter bis in Feuchtwangers Gegenwart zu verdichten scheint. Wegbegleiter der jüdischen Geschichte vom Mittelalter bis in die Gegenwart sind Themen wie **Identität, Ausgrenzung, Anpassung und Assimilation, Verfolgung, Emanzipation und Gleichberechtigung**. Alle diese ambivalenten Phänomene spiegeln sich auch in der Vita des württembergischen Hoffaktors Oppenheimer. Dieser verkörpert gewissermaßen prototypisch den Grundkonflikt jüdischen Lebens in einer im Kern abweisend bis feindlich gesinnten christlichen Mehrheitsgesellschaft. Diese duldet und erträgt den Juden so lange in ihrer Mitte, solange er angepasst und unauffällig die Erwartungen erfüllt und seine Gegenwart vorteilhaft ist. Abweichendes Verhalten, Verstöße gegen die Normen der Mehrheitsmoral, gegen den diffusen Kodex einer vermeintlich christlich-abendländischen Leitkultur führen jedoch schnell zu Ausschluss und Stigmatisierung, zu drakonischen Strafen und schlimmstenfalls, wie im Fall des württembergischen Hofjuden, zum Tod des Protagonisten.

Der Dramatiker Feuchtwanger erkennt das Potential der Oppenheimer-Geschichte und fasst den Stoff in ein Theaterstück. Auffällig ist, dass in diesem Drama das Schicksal Oppenheimers nur vordergründig für die Auseinandersetzung mit jüdischen Lebenswelten und der Erfahrung von Antisemitismus benutzt wird. Feuchtwangers eigentliche Intention zielt in eine ganz andere Richtung, wie er in einem Brief an einen befreundeten Schriftsteller offenlegt. „Es ging mir nicht um das Problem Jud und Christ. Was ich geben wollte, war die Entwicklung eines Tat- und Machtmenschen zum Verzichtmenschen, eines europäischen Menschen zum indischen. (...) Alles praktische Philosophieren gipfelt entweder im Willen zur Tat oder in der Resignation. Tat ist, grob ausgedrückt, das Resultat des europäischen, Verzicht das Resultat asiatischen Philosophierens. (...) Von Natur hin und her gerissen zwischen Tun und Verzichten. Auf diese Idee hin habe ich die Menschen und Geschehnisse des Stückes orientiert.“² Folgerichtig wird dem durch schmerzhaft Erfahrungen geläuterten Juden Oppenheimer schließlich die Option des Innenhal-



Autor Andreas Heusler

tens bewusst und er vollzieht die Entwicklung vom aktiven Tun zum bewussten Nicht-Handeln. Am Ende, kurz vor seiner Hinrichtung, wirkt er zufrieden und befreit, im Einklang mit sich, mit der materiellen Welt und mit der Lehre seiner Väter. Das Drama endet mit dem Satz: „Stille sein. Verströmen dürfen. Die Glieder lösen und ruhen und im Lichte sein: und der Tag des Todes ist besser denn der Tag der Geburt.“³

Das Theaterstück „Jud Süß“ wird im Oktober 1917 im Münchner Schauspielhaus uraufgeführt. Von der Kritik wird es mit unterschiedlichen, meist negativen Rezensionen aufgenommen. „Man kann nicht leicht einen großen geschichtlichen Stoff törichter verpfuschen, als es in diesem undurchdringlichen Gewirr von Fabeleien und Fasseleien geschehen ist“, lautet einer der Verrisse.⁴ Immerhin: beim Publikum kommt das Stück gut an. Doch auch der Autor selbst ist mit der Aufführung unzufrieden. Er erkennt, dass es ihm nicht gelungen ist, seine Idee auf der Bühne umzusetzen. Die dramatische Bewältigung eines derart komplexen Stoffes scheitert. Der Autor vermochte lediglich die äußerlichen Aspekte des Charakters Oppenheimer zu vermitteln. Die Zeichnung der vielschichtigen Persönlichkeit der Hauptfigur, vor allem aber seine überraschende Entwicklung blieb im Oberflächlichen stecken. Und so distanziert sich Feuchtwanger von dem missratenen Stück, möchte damit nichts mehr zu tun haben und beschließt erst nach Jahren, den Stoff in einem anderen literarischen Format zu verarbeiten. In einem Roman, in dem er sowohl die Komplexität der historischen Situation wie auch die Komplexität der Protagonisten differenziert und fein herauszuarbeiten hofft.

Zu den Inhalten – Worum geht es in „Jud Süß“?

Sowohl im Drama wie auch im Roman dreht sich die gesamte Handlung um einen Emporkömmling, eben jenen Joseph Süß Oppenheimer, der dank seiner besonderen geschäftlichen Begabung und seiner charismatischen Persönlichkeit vom windigen kleinen Geschäftemacher und Schacherer zu einem der mächtigsten und reichsten Männer seiner Zeit aufsteigt, der eine atemberaubende Karriere aus dem Schmutz des Frankfurter Ghettos an die Schalthebel der europäischen Politik hinlegt. Der dadurch natürlich die Missgunst und den Neid seiner Umwelt heraufbeschwört und schließlich Opfer der eigenen Hybris, aber auch der perfiden Intrigen seiner Gegner wird. Um genau zu sein: in „Jud Süß“ geht es sogar um zwei Emporkömmlinge. Denn neben dem Juden Oppenheimer steht der schwäbische Herzog Karl Alexander annähernd gleichberechtigt im Mittelpunkt der Erzählung. Dieser Karl Alexander – ein Soldat, derb, grob, triebgesteuert – ist ein dynastischer Außenseiter, in der herzoglichen Rangfolge weit hinten. Sein fulminanter Aufstieg an die Spitze des Herzogtums Württemberg ist ihm nicht in die Wiege gelegt. Beide Männer, der jüdische Geschäftsmann und der christliche Herzog, sind in ihren jeweiligen Lebenswelten unangepasste Charaktere und rücksichtslose Karrieristen – den Weg nach oben können sie nur gemeinsam gehen. Der Jude und der Christ sind bei Feuchtwanger ge-

wissermaßen in eine existenzielle symbiotische Beziehung verstrickt. Der Erfolg, den beide anstreben, ist nur um den Preis der Selbstentäußerung und der „Hingabe“ an den Anderen zu erreichen. Der jüdische Hofaktor und der katholische Herzog brauchen sich; sie sind schicksalhaft aneinander gekettet, und nur gemeinsam ist es ihnen bestimmt, dem Mittelmaß zu entkommen und an die Spitze ihrer jeweiligen Lebenswelt zu gelangen. Als zentrale Protagonisten dieser symbiotischen Verstrickung werden sie schließlich auch gemeinsam untergehen.

Eine Beobachtung zu den Stilmitteln

Das unauflösliche Mit- und Gegeneinander der beiden Hauptfiguren entspricht einem dialektischen Prinzip. Eine Dichotomie von These und Antithese, von Satz und Gegensatz, durchzieht und prägt diesen Roman wie ein wiederkehrendes Leitmotiv. Immer wieder tauchen neue gegensätzliche, ambivalente Paarbeziehungen auf, die der literarischen Erzählung ein Gesicht geben und die Spannung des Narrativs aufrechterhalten. Schon früh wird im Roman dieses Prinzip eingeführt. Ein markantes Beispiel ist das Zusammentreffen von Isaak Landauer (der in Habitus und innerer Haltung ganz das klassische Rollenbild des traditionellen Juden verkörpert) mit Joseph Süß Oppenheimer (der in Kleidung und Auftreten fast schon geckenhaft der höfischen Mode folgt und alles Jüdische aus seinem Erscheinungsbild verbannt hat). In dieser Episode ist das dialektische Prinzip unübersehbar. Als erzählerisches Leitmotiv begegnet es jedoch auf den verschiedensten Ebenen. Es wird einmal präzise atmosphärisch ausgearbeitet, ein anderes Mal abstrakt-philosophisch akzentuiert. Der Gedanke des Gegensatzes, der Ambivalenz, ist durch den ganzen Roman greifbar und präsent. Noch ein paar Beispiele für aufeinander bezogene Gegensatzpaare:

der **Jude** und der **Christ**,
das **protestantische** Württemberg und der **katholische** Herrscher,
die **aufbegehrenden** Landstände und der **absolutistische** agierende Fürst,
die berechnende **femme fatale** und das unschuldig-reine, **jungfräuliche** Mädchen,
die Sphäre der **Tat**, des aktiven Handelns, und die Sphäre der **Innerlichkeit**, der auf **Weltentsagung** zielenden Kontemplation,
der **Protagonist der Macht** und der **Protagonist der Weisheit**,
die **protestantische** Mystik und die **jüdische Kabbala**.

Im Mai 1922 beendet Feuchtwanger seine Arbeiten am „Jud Süß“. Er hat in den vergangenen Monaten intensiv und äußerst diszipliniert an dem Manuskript gearbeitet und – anders als bei dem enttäuschenden Theaterstück – die ihm so wichtige Ambivalenz des Protagonisten zwischen Macht und Geist, zwischen Handeln und Nichtstun in subtiler Weise herausgearbeitet: „Denn es geht mir in dem Buche ‚Jud Süß‘ ja nicht darum, etwa den Mann Josef Süß zu retten oder eine antisemitische Legende zu zerstören, sondern was ich machen wollte, das war: den Weg des

Menschen weißer Haut zu zeichnen, den Weg über die enge europäische Lehre von der Macht über die ägyptische Lehre vom Willen zur Unsterblichkeit bis hin zu der Lehre Asiens vom Nichtwollen und Nichttun.“⁵ Auch die pointierte Auseinandersetzung mit dem mörderischen Judenhasse des frühen 18. Jahrhunderts, die ihre Impulse aber zweifellos von der bedrückenden antisemitischen Konjunktur der Nachkriegsjahre bezieht, scheint geglückt. „Jud Süß“, in einer bildgewaltigen und farbigen Sprache verfasst, gekonnt rhythmisiert und konzentriert einen verästelten Handlungsfaden führend, wird zum Prototyp des historischen Romans à la Feuchtwanger. Dieses von ihm so meisterhaft beherrschte, gewissermaßen neu geschaffene, zumindest aber erneuerte und aufgewertete Genre folgt nicht nur dem ästhetischen Prinzip einer *art pour l'art*. Hier geht es um mehr. Der Autor Feuchtwanger lässt sich bei seiner Arbeit auch von einem aufklärerischen, politischen Impetus leiten. O-Ton Lion Feuchtwanger: „Ich für meinen Teil habe mich, seitdem ich schreibe, bemüht, historische Romane für die Vernunft zu schreiben, gegen Dummheit und Gewalt, gegen das, was Marx das Versinken in die Geschichtslosigkeit nennt. Vielleicht gibt es auf dem Gebiet der Literatur Waffen, die unmittelbarer wirken: aber mir liegt (...) am besten diese Waffe, der historische Roman, und ich beabsichtige, sie weiter zu gebrauchen.“⁶ Und trotzdem lässt gerade der „Jud Süß“ vieles offen, macht zwar Deutungsangebote, folgt einem roten Faden, überlässt aber letztlich dem Leser die Einwertung, fordert von ihm einen autonomen Lektüre-Standpunkt. Auch wenn der Roman mit einer philosophischen Grundidee hinterlegt ist – dem Weg von West nach Ost, von der Macht zum Geist – kann er doch auf ganz unterschiedliche Weise gelesen werden: etwa als historisches Unterhaltungsspektakel, als Entwicklungsroman, als Resonanzraum für pointierte Zeitkritik, als leidenschaftliches Plädoyer für ein konsequentes Bekenntnis zur eigenen Identität. Lion Feuchtwanger überlässt die Deutung des „Jud Süß“ am Ende dem Leser. In Feuchtwangers Worten: „Ein Buch, ein richtiges, gewachsenes Buch, wird fertig durch den Leser. Es hat nicht einen einzigen Sinn, es hat so viele Sinne, als es Leser hat.“⁷

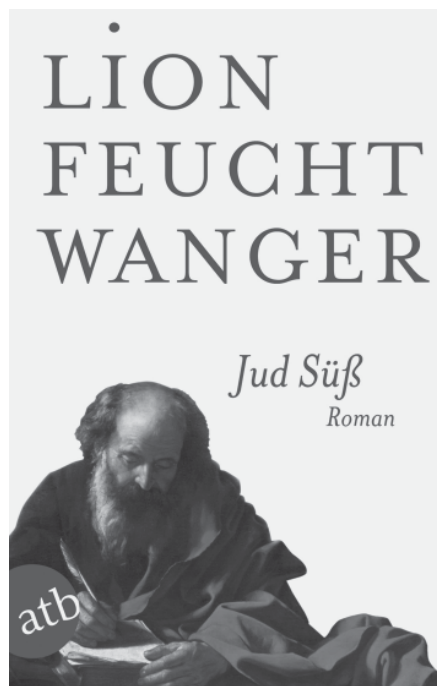
Res fictae und res factae. Feuchtwangers Umgang mit der Geschichte

Im „Jud Süß“ steckt viel dichterische Freiheit. Und doch auch viel historische Wahrheit. Geschichtswissenschaft in einem strengen Sinn hat Feuchtwanger weder bei den Recherchen zu seinem Stück noch bei der Niederschrift des Romans betrieben. Die Auseinandersetzung mit den Quellen war zur damaligen Zeit eine zeit- und geldintensive Tätigkeit. Feuchtwanger stützt sich daher vor allem auf die schmale wissenschaftliche Literatur seiner Zeit, die ihm in Bibliotheken zugänglich ist. Die wichtigste Aktenüberlieferung, die Gerichtsakten zum Oppenheimer-Prozess, wurden ohnehin erst 1919 für die Forschung freigegeben. Feuchtwanger hat diese Quellen nicht gesehen. Nebenbei bemerkt: Bis heute ist dieser umfangreiche Quellenbestand, hinter dem sich ein rechtsgeschichtlich einzigartiges Justizverbrechen

verbirgt, noch nicht lückenlos ausgewertet. Ein zentraler Topos in „Jud Süß“ ist der Konflikt zwischen dem Herzog Karl Theodor und den württembergischen Landständen. Da ist auf der einen Seite Karl Theodors ehrgeizige Ambition, seine Herrschaft im Sinne der absolutistischen Doktrin nicht mit anderen zu teilen. Er ist bestrebt, das einstige Gottesgnadentum der herzoglichen Regierung wieder zu reaktivieren. Auf der anderen Seite stehen die selbstbewussten Landstände, ein verantwortungsbewusstes Wirtschafts- und Bildungsbürgertum, das sich auf eine Verfassung berufen kann, das Mitwirkungsrechte reklamieren kann und das in der Lage ist, die Handlungsmöglichkeiten des Regenten empfindlich einzuschränken. Ganz nebenbei sei erwähnt, dass hier auch hochbrisante konfessionelle Konnotationen ins Spiel kommen: der Herzog ist katholisch, das Land Württemberg jedoch evangelisch. Das durch den Augsburger Religionsfrieden und den Westfälischen Frieden etablierte Rechtsprinzip „cuius regio, eius religio“ [frei übersetzt: die Religion des Herrschers ist auch die Religion des Volkes] ist im Grunde noch wirksam; konfessionelle Freizügigkeit wird erst im Zuge der Aufklärung toleriert.

Im Roman Feuchtwangers wird der jüdische Hoffaktor Oppenheimer zum entscheidenden Akteur im Konflikt zwischen Herrschaft und Land; er wird zum wirkungsmächtigen Strippenzieher der herzoglichen Bemühungen, die konkurrierenden Landstände erfolgreich auszuschalten. Auch wenn der eskalierende Konflikt zwischen Herzog und Landständen historisch verbürgt ist – die Schlüsselrolle, die Feuchtwanger seinem Protagonisten Oppenheimer hier zuweist, die hohe kriminelle Energie, die er ihm zuschreibt, ist vor allem der dramaturgischen Intervention des Autors und seinem Interesse am lebhaften Spannungsbogen der Handlung zuzuschreiben. Hier hat eindeutig der Erzähler Feuchtwanger die Oberhand und nicht der Historiker Feuchtwanger.

Dies gilt auch für eine andere Schlüsselpassage in dem Roman. Auf dem Höhepunkt seiner Macht erfährt Joseph Oppenheimer auf Veranlassung seines Onkels, eines geheimnisvollen Weisen und Kabbalisten, die bislang verschwiegene Wahrheit über seine Herkunft. Er ist nicht der Sohn eines unbedeutenden Frankfurter Kantors, sondern das Ergebnis einer Liaison, einer Jugendsünde seiner schönen Mutter mit einem christlichen Adligen. Für Feuchtwangers Protagonisten hat diese schonungslose Offenbarung fast schon traumatische Bedeutung. Sein vertrauter Orientierungsrahmen – die jüdische Identität – wird radikal und schmerzhaft in Frage gestellt. Sein Selbstbild als ausgegrenzter und ungeliebter Jude, der es trotz dieser Stigmatisierung ganz nach oben geschafft hat, wird brüchig. Die Frage, wer er eigentlich ist – Christ oder Jude oder keines von beiden – und wer er sein möchte, für sich selbst, aber auch für die anderen, wird plötzlich übermächtig und entwickelt sich zu einer schmerzhaften Sinnkrise, die der Zerrissene aber am Ende doch eindeutig für sich zu lösen versteht. Es ist am Ende die jüdische Identität, für die sich Oppenheimer entscheidet, ohne langes Zögern, nicht zwingend, nicht getrieben, nicht von außen überredet, sondern aus eigener Entscheidung, aus innerer Überzeugung. Die lukrative Option der christlichen Taufe schlägt er sogar aus, als die-



se sein Leben retten könnte. Von einem rachsüchtigen Gericht zum Tode verurteilt, weist er im Angesicht des Galgens die lebensrettende Konversion zum Christentum zurück. Er geht seinen Weg konsequent bis zum Ende. Als Jude ist er geboren, als Jude ist er aufgewachsen und als Jude wird er sterben – auch wenn eine andere Option möglich wäre. Nicht, weil die anderen ihn so sehen und ihm die Rolle des Juden zuschreiben, sondern weil er selbst diese Rolle für sich wählt. Diese Grundsatzenscheidung ist auch vom historischen Joseph Süß Oppenheimer überliefert. Die amouröse Affäre der Mutter mit einem christlichen Adligen wird in der historischen Oppenheimer-Vita lediglich am Rande kolportiert. Zweifelsfrei belegt ist sie nicht. Vermutlich handelt es sich um ein Gerücht in der unbewiesenen und unbeweisbaren Behauptungen reichen Oppenheimer-Legende. Lion Feuchtwanger jedenfalls gewichtet die christliche Herkunft seines Protagonisten stark – unübersehbar ein Kunstgriff, gewinnt doch so die aufwühlende Lebensentscheidung des Hoffaktors Oppenheimer zusätzlich an Dramatik.

Habent sua fata libelli

Feuchtwangers Zuversicht, nach Fertigstellung des Manuskripts im Frühjahr 1922 einen Verleger für sein Buch zu finden, wird bitter enttäuscht. Von allen renommierten deutschen Verlagen, denen er das Textkonvolut anbietet, kommen Absagen. Der historische Roman ist nicht *en vogue* und wegen des Kitsch-Verdachts bei der Kritik und einem anspruchsvollen Lesepublikum diskreditiert. Selbst der vom Manuskript begeisterte Verleger Robert Achenbach, der für seinen 1919 in Berlin gegründeten Buchclub „Volksverband der Bücherfreunde“ auf der Suche nach interessanten Sujets ist, lehnt Feuchtwangers Werk wegen der heiklen jüdischen Thematik ab. Trotz der Absage möchte er den offensichtlich hochbegabten Schriftsteller an sein Haus binden. Daher bittet er Feuchtwanger um die Ausarbeitung eines weiteren historischen Romans, dessen Gegenstand aber weniger politische Brisanz in sich birgt. So ent-

steht unmittelbar nach der Fertigstellung des „Jud Süß“ das Buch „Die häßliche Herzogin“, eine subtile psychologische Charakterstudie über die Erbgräfin von Tirol, über deren Leben, politisches Scheitern und tragischen Untergang. Im Fall des verlegerisch verwaisten Jud-Süß-Manuskripts kommt dem Autor ein glücklicher Umstand zu Hilfe. Der auf Bühnenstücke spezialisierte „Drei Masken Verlag“, der Feuchtwanger für ein vergleichsweise hohes Honorar mit der Lektüre und Prüfung französischer und italienischer Stücke beauftragt hat, möchte das unergiebige vertragliche Engagement vorzeitig lösen. „Die Herren schlugen mir vor, sie würden, wenn ich in die Lösung des Vertrages vor der vorgesehenen Frist einwilligte, in Gottes Namen meinen hoffnungslosen Roman ‚Jud Süß‘ drucken“, so Feuchtwanger in der Rückschau. Er willigt ein, aber der Verlag behandelt das Projekt stiefmütterlich und kümmert sich nicht ausreichend um eine erfolversprechende Positionierung des Buches in der Öffentlichkeit. Feuchtwangers Resümee: „Das Buch wurde lustlos hergestellt und vertrieben, und als es dann bei Rezensenten und Lesern einen raschen, starken und einheitlichen Erfolg fand, wollte der Verlag nicht daran glauben. Er stellte zögernd immer neue und verhältnismäßig kleine Auflagen her, so dass das Buch die meiste Zeit nicht zu haben war.“⁸

Der eigentliche Geburtshelfer der Erfolgsgeschichte des „Jud Süß“ ist der amerikanische Verleger Ben Huebsch, dem das Buch während einer Europareise in die Hände fällt. Huebsch, der James Joyce und D. H. Lawrence in den Vereinigten Staaten bekannt gemacht hat, ist hingerissen von der atmosphärisch dichten Schilderung der historischen Ereignisse im herzoglichen Württemberg, von der brillant formulierten Darstellung der Niedertracht der Mächtigen und der feingliedrig ausgeführten Gestaltung der zahllosen Protagonisten des Romans. Und er erwirbt die Rechte an dem Buch für seinen Verlag „Viking Press“. Unter dem Titel „Power“ erscheint die erste amerikanische Ausgabe im Oktober 1926 und wird sogleich ein Publikumserfolg. Die „New York Times“ vergleicht den Autor mit Alexandre Dumas und Walter Scott und spricht von einem „work of human significance“. Eine ähnliche Erfolgsgeschichte erlebt der Roman in England, wo er nahezu zeitgleich unter dem Titel „Jew Süß“ im Martin Secker Verlag erscheint und bis Sommer 1928 sage und schreibe 27 Auflagen erreicht. In den USA findet sich der Name Feuchtwanger in der Folgezeit regelmäßig auf den Bestseller-Listen.

Der Erfolg koppelt sich zurück in Lions Heimatland, wo jetzt ebenfalls die Nachfrage nach seinen Büchern spürbar zunimmt. Bis Juli 1931 kann der „Drei Masken Verlag“ 100.000 Exemplare von „Jud Süß“ drucken; nach dem Übergang der Rechte an den Knaur Verlag wird bis 1933 noch einmal eine Auflage von 100.000 Exemplaren erreicht. Inzwischen ist der Roman in 24 weitere Sprachen übersetzt, darunter ins Schwedische, Russische, Spanische und Japanische. „Jud Süß“ entwickelt sich zu einem internationalen Bestseller, durch den der Name Lion Feuchtwanger weltweit bekannt und der Schriftsteller zu einem wohlhabenden Mann wird. Von der zeitgenössischen Kritik wird das Buch als literarisches Meisterwerk gefeiert, als „einer der beachtenswertesten his-

torischen Romane der letzten Jahre“, so das Times Literary Supplement.⁹ Sogar der oft erbarmungslos strenge englische Kritiker Arnold Bennett kommt um eine hymnische Besprechung im Londoner „Evening Standard“ nicht herum und rühmt das Buch in den höchsten Tönen: „Es unterhält, es begeistert und gleichzeitig bildet es. Das Buch erweitert das Feld des Wissens“.¹⁰ Mit „Jud Süß“ betritt der Bestseller-Autor Feuchtwanger die internationale Bühne der Literatur. Das Buch wird zu einem „der größten Welterfolge des deutschen Romans des 20. Jahrhunderts“ (Joseph Pischel). Natürlich, in Deutschland wird diese Begeisterung seit Frühjahr 1933 nicht mehr nachvollzogen. Der Autor gilt den Nationalsozialisten als *persona non grata*, als Volksfeind, der um sein Leben fürchten muss, sollte er in die Hände des Regimes und seiner Handlanger fallen. Bei den schändlichen „Bücherverbrennungen“ im Mai 1933 ist „Jud Süß“ einer der prominenten Titel, die auf dem Scheiterhaufen des nationalsozialistischen Ungeistes landen. Und auch lange Jahre nach dem Zusammenbruch des unseligen „Dritten Reiches“ kann sich die deutsche Literaturkritik nicht für „Jud Süß“ erwärmen und nimmt eine kühl-distanzierte Haltung zu dem erfolgreichen Buch ein. Offenbar verhält sich nach einem ungeschriebenen Grundgesetz der Literaturkritik der künstlerische Wert eines Buches umgekehrt proportional zu seiner Auflagenzahl. Mit anderen Worten: einem Roman, in Millionen Exemplaren gedruckt und von vielen gelesen und geschätzt, wird das literarische Gütesiegel meist verweigert. Noch 1981 findet sich in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ ein giftiger Verriss von Klaus Harpprecht, in dem von der „Grenze zum Un-erträglichen“ schwadroniert und wortreich die „Schwächen des Buches“ seziert werden: „das fatale Gemisch von aufgedonnerter Reportage, Kostümfilm, Weihespiel und Oper“.¹¹

Dagegen ziehen die Erfolge des Buches im angelsächsischen Sprachraum weite Kreise. In England erscheint 1929 im Martin Secker Verlag eine Bühnenversion aus der Feder von Ashley Dukes, die sich direkt auf Feuchtwangers Roman bezieht. Im Juli 1929 wird das Stück in Blackpool uraufgeführt; im Londoner West End feiert es im September 1929 Premiere. Dukes' Bühnenversion ist wiederum die Vorlage für eine deutsche Hörspielbearbeitung, die im Mai 1930 von verschiedenen Sendern ausgestrahlt wird. Ende 1932 interessiert sich eine englische Filmproduktionsfirma für den Stoff und bemüht sich beim Autor um die Rechte. Schon im Januar 1930 verbreitet die „New York Times“ die aufsehenerregende Nachricht, dass sich der gefeierte Stummfilm-Star Charles Chaplin endlich zur Übernahme von Sprechrollen durchgerungen habe und ernsthaft darüber nachdenke, die Hauptrolle in einer geplanten amerikanischen Verfilmung des „Jew Süß“ zu übernehmen – ein Projekt, das jedoch nie realisiert wird.¹²

Der internationale Erfolg des „Jud Süß“ veranlasst schließlich auch den obersten Demagogen des NS-Regimes, den Stoff der nationalsozialistischen Ideologie dienstbar zu machen. Joseph Goebbels ist 1940 gewissermaßen ein Trittbrettfahrer, der die enorme Publizität der Marke „Jud Süß“ propagandistisch instrumentalisiert und die tragische Geschichte des Hofjuden Oppenheimer zu einem widerwärtigen antisemitischen Melodram verfremdet. Unter der Regie von Veit Harlan entsteht 1939/40 ein hetzerisches Machwerk auf Zelluloid, das die rassistische Bösartigkeit des NS-Staates dokumentiert und darüber hinaus – wie kein zweites – den abstoßenden Opportunismus von Filmschaffenden im nationalsozialistischen Deutschland versinnbildlicht. Mit der Geschichte, die Lion Feuchtwanger in seinem 1925 erschienen Buch erzählt, hat dieser Film außer

den historischen Rahmendaten und den Namen der Protagonisten jedoch nichts gemein.

Der Historiker Dr. Andreas Heusler leitet im Münchner Stadtarchiv die Sachgebiete Judaica und Zeitgeschichte. Der Nachdruck seines Vortrages im Theater Münster am 1. Februar 2015 erfolgte mit freundlicher Genehmigung des Autors.

Fußnoten:

- 1 Lion Feuchtwanger, Selbstdarstellung, in: Die literarische Welt vom 27. 1. 1933, nachgedruckt in: Centum Opuscula, 366.
- 2 Schreiben vom 2. 12. 1917 an Ludwig Ganghofer, AdKB, EHS Lion Feuchtwanger 28/49 (Original Monacensia München).
- 3 Lion Feuchtwanger, Jud Süß. Schauspiel in drei Akten, München 1918, 141.
- 4 Münchener Post vom 16. 10. 1917.
- 5 Lion Feuchtwanger, Über „Jud Süß“, in: Freie Deutsche Bühne (Das blaue Heft), vom 5. 1. 1929, abgedruckt in: Centum Opuscula, 390.
- 6 Lion Feuchtwanger, Vom Sinn und Unsinn des historischen Romans, in: Moskau. Internationale Literatur Nr. 9, September 1935, abgedruckt in: Centum Opuscula, 515.
- 7 Lion Feuchtwanger, Über „Jud Süß“ (1929), abgedruckt in: Centum Opuscula, 391.
- 8 Zitiert nach: Friedrich Knilli/Siegfried Zielinski, Feuchtwangers „Jud Süß“ und die Filme von Lothar Mendes und Veit Harlan, in: Lion Feuchtwanger. Text + Kritik 78/89, Oktober 1983, 102f.
- 9 Times Literary Supplement 1927, zitiert nach: Friedrich Knilli/Siegfried Zielinski, Feuchtwangers „Jud Süß“ und die gleichnamigen Filme von Lothar Mendes (1934) und Veit Harlan (1940), in: Lion Feuchtwanger. Text + Kritik 79/80, Oktober 1983, 102f.
- 10 Zitiert nach: Oliver Classe (Hrsg.), Encyclopedia of Literary Translation Into English. A–L, London 2000, 438.
- 11 Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 262 vom 11. 11. 1981.
- 12 New York Times vom 24. 1. 1930.

Joseph Süß Oppenheimer

Der berühmteste Hofjude der Literatur- und Filmgeschichte

Von Ellen Presser

„Ja, ja, es brauchte viel Strategie, ihn, den Süß, jetzt vollends aus der Welt zu schaffen. Süß sah die Zehntausende von Gesichtern, neugierige Weiber, die Münder bereit zum keifen, Männer, bereit, befriedigt zu schmatzen und zu knurren, Kindergesichter, pausbäckig, großäugig, bestimmt, so leer und bösartig zu werden wie die Fratzen der Eltern“.

(Aus „Jud Süß“ von Lion Feuchtwanger)

Wie konnte aus der Geschichte vom Aufstieg und Fall eines württembergischen Hofjuden im deutschen Barock ein Weltbestseller der Zwischenkriegszeit und bald darauf einer der infamsten NS-Propagandafilme werden? Welchem Faszinosum sind später in bester bundesrepublikanischer Zeit Oper wie Filmbranche erlegen, das Drama um einen katholischen und jüdischen Emporkömmling – denn ohne den einen hätte sich auch nicht das Schicksal des anderen so tragisch erfüllen können – wieder und wieder aufzukochen? Ausgangspunkt ist eine wahre Begebenheit. Joseph Ben Issachar Süß(kind) Oppenheimer, 1698 in Heidelberg geboren, entstammte einer Kaufmannsfamilie. Als Finanzmakler

und Bankier hatte er es bereits zu erheblichem Wohlstand gebracht, als er 1732 den Neffen des Herzogs von Württemberg, Karl Alexander, kennen lernte. Als dieser nach dem Tod seines Onkels 1733 die Nachfolge antrat, stieg Oppenheimer vom Hoffaktor zum Geheimen Finanzrat, gewissermaßen zum Finanzminister, auf. So kam es, dass ein zum Katholizismus konvertierter Herrscher und sein jüdischer Finanzexperte im protestantischen Württemberg wirtschafteten. Oppenheimer musste sich, um die von absolutistischem Herrschaftsanspruch geprägte, ausbeutungsbereite Genuss-Sucht seines Auftraggebers zu befriedigen, einiges einfallen lassen wie die Gründung von Manufakturen für Tabak, Seide und Porzellan, die Vergabe von Handelsrechten für Leder, Salz und Wein, die Besteuerung der Staatsbediensteten, die Gründung einer Bank. Dass er dabei selbst nicht wenig verdiente, handelte ihm den Hass der vermögenden wie der armen Bevölkerung ein. Als Herzog Karl Alexander am 12. März 1737 einem Schlaganfall erlag, wurde Oppenheimer sofort verhaftet, sein Vermögen konfisziert und er in einem Schau-

prozess zum Tode am Strang verurteilt. Das Urteil wurde am 4. Februar 1738 vollstreckt. Dass man seinen Leichnam sechs Jahre lang in einem eisernen Käfig öffentlich hängen ließ, zeigt, welchen Hass er sich, doch ganz im Dienst seines Herrn tätig gewesen, zugezogen hatte. All die anderen Ratgeber des Herzogs blieben nämlich unbehelligt. Die Prozessakten, die bis 1918 als geheim galten, haren noch immer der wissenschaftlichen Aufarbeitung. Die angebliche Abstammung von einem christlichen Vater und die Existenz einer Tochter sind übrigens fiktive Elemente, die auch Feuchtwanger aus dramaturgischen Gründen aufnahm. Das mit den fiktiven Elementen ist so eine Sache. Manchmal lässt man Geister aus der Flasche, die man nicht mehr zurückrufen kann. Wenige Geschichten belegen das so anschaulich wie die rund um den Hofjuden Joseph Süß Oppenheimer.

1925 erschien Lion Feuchtwangers Roman über den jüdischen Finanzrat Joseph Süß Oppenheimer und begründete mit bald drei Millionen verkauften Exemplaren den Welt- ruhm des Schriftstellers. Dass der NS-Propagandaminister Joseph Goebbels dem Regis-

seur Veit Harlan 1940 den Auftrag für einen antijüdischen Hetzfilm erteilte, muss Feuchtwanger schwer zugesetzt haben. Denn seine Studie über „Jud Süß“, wie er ihn pointiert verkürzend genannt hatte, war nichts anderes als eine deutliche Auseinandersetzung mit dem Antisemitismus seiner Zeit gewesen. Und nun hegte er den Verdacht, sein Stoff habe als Basis für eines der übelsten antijüdischen Machwerke der NS-Propagandamaschinerie herhalten müssen. Harlan, der 1949 in Hamburg vor Gericht gestellt wurde und – in der damaligen Zeit wenig überraschend – zweimal freigesprochen wurde, bestritt dies stets vehement. Und das nicht nur aus urheberrechtlichen Gründen, weil er mit beträchtlichen Regressansprüchen hätte rechnen müssen. Harlans Drehbuch basierte vermutlich auf einer Novelle von Wilhelm Hauff aus dem Jahr 1827. Übrigens griffen auch andere Autoren im 19. Jahrhundert – jüdische wie nichtjüdische – nach diesem Stoff.

Wenig bekannt ist, dass Lion Feuchtwanger bereits in den Jahren 1916 / 1917 das Thema behandelte. Die Arbeit an dem Theaterstück „Jud Süß“ kann „als erster Meilenstein in Lion Feuchtwangers literarischer Entwicklung bezeichnet werden“. Wie der Historiker Andreas Heusler in seiner höchst lesenswerten Biographie über „Lion Feuchtwanger. Münchner – Emigrant – Weltbürger“ ausführt, habe er hier einen Stoff entdeckt und eine Geschichte bearbeitet, die ihn nur wenige Jahre später mit einem Schlag in die erste Reihe der deutschsprachigen Autoren katapultierte. Feuchtwangers Biograph hält fest: „In der Figur des Oppenheimer verdichtet sich exemplarisch das Kollektivschicksal der deutschen Juden vom Mittelalter bis in Lions Gegenwart.“ Das Theaterstück wurde kein Knüller, doch der Stoff hatte soviel Potential, dass Feuchtwanger sich 1921 erneut daran setzte und einen Roman daraus entwickelte. Das Buch, in kleiner Auflage in einem Theaterverlag erschienen, wäre schnell untergegangen, hätte es nicht der amerikanische Verleger Ben Huebsch entdeckt und 1926 in Amerika erfolgreich herausgebracht. Das kurbelte den Verkauf auch der deutschen Ausgangsversion an. Allerdings nur bis 1933, dann landete „Jud Süß“ bei der Bücherverbrennung am 10. Mai 1933 auf dem „Scheiterhaufen des nationalsozialistischen Ungeistes“, wie es bei Heusler heißt.

Ausgerechnet dieses Thema wählte Goebbels dann aus, um mit der Produktion eines „großen deutschen Films“ eine Generalabrechnung mit dem Judentum zu verbinden. Etliche populäre Schauspieler wie Willi Forst, Paul Dahlke und Gustav Gründgens lehnten ab, während Werner Krauß gleich vier jüdische Eposidenrollen in dem antisemitischen Machwerk übernahm.

Ferdinand Marian soll sich nicht um die Rolle gerissen haben. Doch dass er dazu von Goebbels erpresst wurde, ist nur das Produkt der überhitzten Phantasie von Regisseur und Drehbuchautor des 2010 auf der Berlinale unter Buh-Rufen präsentierten Films „Jud Süß – Film ohne Gewissen“, der vermitteln will, wie der Hetzfilm der Nazis entstand. Selten hat ein Filmtitel unfreiwillig den Sachverhalt treffender beschrieben. Fürs Drehbuch musste die Ferdinand-Marian-Biographie „Ich war Jud Süß“ von Friedrich Knilli herhalten. Allerdings warf Knilli dem Film „Ungeauigkeiten und Fälschungen“ vor, die zur

„Legendenbildung“ beitragen. Drehbuchautor Klaus Richter und Regisseur Oskar Roehler versuchten sich in einer Sechspunkte-Stellungnahme vom 23. Februar 2010 wenig überzeugend des Vorwurfs der „Geschichtsfälschung“ zu erwehren: „Wir haben Marian eine ‚Vierteljüdin‘ zur Frau gegeben, als Zuspitzung der Tatsache, dass die reale Frau Marian zuvor mit dem Juden Julius Gellner verheiratet war und mit ihm eine ‚halbjüdische‘ Tochter hatte.“

Das ist nicht die einzige Erfindung, doch eine der schlimmsten. Denn der Versuch Frau und Stieftochter vor der Deportation zu retten, wird als Begründung dafür eingeführt, dass Ferdinand Marian schließlich die Rolle annahm. Es wird eine Ausweglosigkeit konstruiert, welcher der Schauspieler in Wirklichkeit nie ausgesetzt war. Dass er vorübergehend einen jüdischen Schauspielerkollegen bei sich zuhause versteckte und dass er in der Premierennacht von der Frau eines Nazi-Bonzen zu Dialogen aus dem Jud-Süß-Film verführt wird, gehört zu den weiteren abgeschmackten Details eines Films, für den sich immerhin so namhafte Darsteller wie Moritz Bleibtreu als Goebbels, Tobias Moretti als Marian sowie Martina Gedeck als seine Frau und Gudrun Landgrebe als lüsterne Nazisse hergegeben haben.

Die Jud Süß-Verfilmung aus der NS-Zeit liegt im Bundesarchiv aus gutem Grund unter Verschluss und wird nur unter strengen Auflagen für spezielle Vorführungen mit sachkundiger Begleitung ausgeliehen. Roehler behalf sich, bestimmte Schlüsselszenen neu zu drehen. Statt anzuprangern, perpetuiert sein Film – gewiss ungewollt, doch nicht weniger wirkungsmächtig – die Schändlichkeit der NS-Dramaturgie von 1940.

Dass die deutsche Filmförderung siebzig Jahre später für solchen Unfug Gelder zur Verfügung stellt, ist übrigens kein singuläres Ereignis. Kaum weniger absurd war die völlig tatsachenfreie Phantasterei „Nichts als die Wahrheit“ von Roland Suso Richter. Deren Drehbuch ließ einen kahlköpfigen, krallenbewehrten Mengele aus dem brasilianischen Exil zurückkehren, um seine Mordtätigkeit als Arzt in Auschwitz als Gnadentakte erklären zu lassen. Götz George gab ihn als vierschrotigen, dämonischen Nosferatu-Verschnitt. Wer braucht so etwas? Niemand, möchte man meinen. Und doch

muss das Faszinosum grenzenlos sein. 2008 setzte sich in Stuttgart die Ausstellung „Jud Süß – Propagandafilm im NS-Staat“ mit einem der finanziell erfolgreichsten Filme des „Dritten Reichs“ auseinander. Immerhin haben über zwanzig Millionen Zuschauer „Jud Süß“ gesehen und sich in ihrer antijüdischen Haltung dadurch weiter aufladen und manipulieren lassen. Soldaten bekamen ihn vor dem Aufbruch an die Ostfront zu sehen. Der Sicherheitsdienst der SS meldete am 28. November 1940: „Unter den Szenen, die von der Bevölkerung besonders beachtet werden, wird der Einzug der Juden mit Sack und Pack in die Stadt Stuttgart genannt. Im Anschluss gerade an diese Szene ist es wiederholt während der Vorführung des Filmes zu offenen Demonstrationen gegen das Judentum gekommen. So kam es zum Beispiel in Berlin zu Ausrufen wie ‚Vertreibt die Juden vom Kurfürstendamm! Raus mit den Juden aus Deutschland!‘“ Im KZ Sachsenhausen sollen SS-Wachmannschaften nach der Vorführung mit Schlagwerkzeugen besonders brutal auf die Häftlinge losgegangen sein. An „die mörderische Wirkung des Films“ erinnerte sich auch der Publizist Ralph Giordano (1923–2014).

2012 war am Staatstheater am Gärtnerplatz in München die Oper „Joseph Süß“ von Detlev Glanert, mit einem 13-szenigen Libretto von Werner Fritsch und Uta Ackermann zu sehen. Zwei Dinge davon sind mir nachhaltig in Erinnerung geblieben. Ein hervorragendes Programmheft, das die Geschichte der Joseph Süß Oppenheimer-Adaptionen anschaulich Revue passieren lässt und durchaus sensibel Facetten antijüdischer Ressentiments und ihrer Analyse thematisiert. Und das Eingangsbild der Inszenierung, das zwei unbedarfte Rüpel beim Austausch antijüdischer Witze zeigt: „Juden sind in unseren deutschen Wäldern nicht erwünscht.“ Muss man so etwas auf einer bundesrepublikanischen Bühne wieder sagen dürfen, um antijüdische Ressentiments anzuprangern? Ich meine nein. Und weil ich daran den ganzen Abend zu knabbern hatte, konnte ich die Inszenierung mit ihrem dem „Tanz der Vampire“ nachempfundenen blutleeren Kostümträgern, unter denen der rot befleckte, geistreiche, clevere, beneidete jüdische Parvenü die einzig wirklich lebendige Figur zu sein schien, gar nicht mehr gebührend genießen.



Foto: © Oliver Berg, Theater Münster

50 Jahre diplomatische Beziehungen zwischen Deutschland und Israel

Von Dr. Dan Shaham, Generalkonsul des Staates Israel in München

Dieses halbe Jahrhundert ist schwer in Worte zu fassen. Die Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und dem Staat Israel werden als *besonders* bezeichnet und ohne Frage sind sie das. Nach dem Grauen des Holocausts ein neues Fundament zu schaffen, war eine Herausforderung, die manch einer zum Scheitern verurteilt sah. Doch einzelne Menschen mit unermesslichem Engagement haben es möglich gemacht, dass sich Deutschland und Israel einander näherten. 50 Jahre erscheinen dann wieder verschwindend kurz, wenn man den weiten und erfolgreichen Weg betrachtet, den unsere zwei Länder gemeinsam zurückgelegt haben. Tatsächlich ist heute Deutschland nach den USA der wichtigste Partner Israels weltweit.

Als ich im Sommer 2013 nach München kam, erinnerte ich mich noch gut an meine Zeit in der Botschaft in Bonn von 1995 bis 1998. Die Zeiten haben sich seit damals verändert, die Menschen sind zugewandter geworden. Mir stellte sich nun die Frage, wie ich mir die Zukunft der deutsch-israelischen Beziehungen vorstellte und diese in den letzten 50 Jahren ausgesehen haben.

In der Zeit des Aufbaus des israelischen Staates gab es zwischen deutschen und israelischen Wissenschaftlern einen intensiven Austausch, oft durch vergangene Freundschaften getragen. Es folgten Jugendliche, die in die verschiedenen Kibbuzim als Volontäre auf den Plantagen arbeiteten und Israels Exportschlager, die Orangen, für den Export nach Europa vorbereiteten. Schüleraustausche schafften Freundschaften und feste Verbindungen zwischen Deutschen und Israelis, oft ein Leben lang.

Der Kibbuz war lange Zeit ein Anziehungspunkt für Europäer. Heute ist das Land der Orangen zum Land des High-Tech geworden. *Silicon Wadi*, wie Israel auch genannt wird, zählt pro Kopf mehr Start-up-Firmen als jedes andere Land der Erde. Erfolgreiche Start-up-Firmen entwickeln stetig hochwertige Technik. Das preisgekrönte GPS-gestützte Navigationssystem für Smartphones, *waze* zum Beispiel, wurde für 1,1 Milliarden Dollar an Google verkauft. Diese Erfolge haben weltweit das Interesse an dem innovativen Start-up-Markt in Israel geweckt.

„Als Innovationsstandort ist Israel mit seiner dynamischen Gründerszene und der Ausrichtung auf den High-Tech-Sektor ein spannendes Vorbild für Wirtschaftsmodelle der Zukunft“, sagte die bayerische Wirtschaftsministerin Ilse Aigner während ihrer Reise nach Israel, die sie im Rahmen ihrer Gründer-Initiative unternahm. Die Zukunft der deutsch-israelischen und besonders der bayerisch-israelischen Beziehungen hat sich für mich klar im Bereich der Innovation, Wirtschaft, Wissenschaft und Bildung abgezeichnet und so sind Projektideen entstanden, die nun im Jubiläumsjahr 2015 verwirklicht werden können.

Der erstaunliche Wandel vom Agrarstaat hin zur High-Tech-Nation war Ausgangspunkt des Projekts **Neuer Kibbuz**, das 2015 bayeri-



sche Studierende als Praktikanten in israelische Unternehmen entsenden wird. Der Name **Neuer Kibbuz** bezieht sich darauf, dass junge Studierende heute statt in den Kibbuz in junge Start-up-Unternehmen gehen, um Israels Innovationskraft sowie den Flair der kreativen Sphäre rund um Tel Aviv zu erleben. In einem Zeitraum von zwei bis sechs Monaten werden die Studierenden in Unternehmen aus den Branchen IT, Hightech, Life Science und Biotech gastieren. Workshops zu Politik, Wirtschaft, Geschichte und Innovation in Israel sowie zu den deutsch-israelischen Beziehungen runden das Programm ab.

Der Freistaat Bayern und Israel setzten sich darüber hinaus für eine verstärkte Zusammenarbeit im Bereich Forschung und Entwicklung sowie für Wissenskooperationen zwischen bayerischen und israelischen Hochschulen und Institutionen ein. Am 9. November 2011 unterschrieben die Kultusministerien Bayerns und Israels sowie die Bildungsstätte Yad Vashem eine Absichtserklärung, deren Implementierung bis heute alle Erwartungen übersteigt. Der Bayerische Jugendring ist dabei zudem ein wichtiger Partner.

In Zusammenarbeit mit dem Bayerischen Kultusministerium wird es eine Kooperation im Bereich der **dualen Ausbildung** geben. Die Ausbildung von Berufsschullehrern für die Einrichtung eines neuen Kfz-Lernzentrums in Israel soll unterstützt und eine fachliche Spezialisierung im Kfz-Bereich in Bayern vermittelt werden. Die Kfz-Ausbildung soll gerade auch für die arabische Bevölkerung und Jugendliche aus sozial schwachen Familien zusätzliche Chancen zur Verfügung stellen.

Das dritte Projekt, an dem wir mit dem Freistaat arbeiten, ist der bayerisch-israelische **Partnerschafts-Inkubator**, der junge Entrepreneure und Unternehmen des Mittelstands aus beiden Ländern zusammen bringen wird. Gemeinsam werden echte Problemstellungen aus dem unternehmerischen Alltag gelöst, um den Unternehmen zu helfen, ihr Innovationspotential auszuschöpfen.

Darüber hinaus wird im Rahmen der bayerisch-israelischen Bildungs- und Schul-

kooperation die Möglichkeit gegeben, Israel zu besuchen und ihre Erfahrungen mit Schulprojekten weiterzugeben. Den Teilnehmern soll auf der Studienreise ein tieferes Verständnis der Schoa, Geschichte, Religion und Gesellschaft Israels ermöglicht werden. Die Zusammenarbeit von israelischen und bayerischen Partnern im Rahmen der schulischen und außerschulischen Bildung wird somit intensiviert und gestärkt.

Im Jahr 2015 feiern wir die zurückliegenden 50 Jahre deutsch-israelischer diplomatischer Beziehungen, in denen wir mehr erreicht haben, als man am Anfang zu hoffen gewagt hatte. Gleichzeitig sind wir schon in einem neuen Zeitalter, und die nächsten 50 Jahre der Kooperationen haben schon begonnen. Im doppelten Sinne wünsche ich uns „Mazal tov“, auf das Vergangene und auf die Zukunft der Partnerschaft und die Freundschaft zwischen Deutschland und Israel!

Studententag Israel

Der zweite Studententag Israel im Bayerischen Landtag Ende Januar 2015 stand ganz im Zeichen der diplomatischen Beziehungen zwischen Deutschland und Israel, die in diesem Jahr ein besonderes Jubiläum feiern können.

Vor 50 Jahren haben die Bundesrepublik Deutschland und Israel die Aufnahme diplomatischer Beziehungen beschlossen. Der Bayerische Landtag nahm das Jubiläum zum Anlass, um bei einem Studententag den Blick auf die Zukunft dieser besonderen Partnerschaft zu richten. Die Veranstaltung stand unter dem Motto „Viel Glück, Israel! Mazal tov, Bayern! – Auf die nächsten 50 Jahre!“. In Zusammenarbeit mit dem israelischen Generalkonsulat in München, der Bayerischen Landeszentrale für politische Bildungsarbeit und dem Bayerischen Jugendring wurden Möglichkeiten der Zusammenarbeit zwischen den beiden Ländern vorgestellt und dabei auch viele neue Kooperationsprojekte aufgezeigt – von Bildungspatenschaften über Austausch- und Praktikumsprogramme bis hin zu Weinpartnerschaften und einem neuen Blog zu „New Kibbuz“.

Experten aus den Bereichen Bildung, Wirtschaft, Integration und Gedenkarbeit beleuchteten unterschiedliche Aspekte der Zusammenarbeit. Karl Freller, Direktor der Stiftung Bayerische Gedenkstätten, und Dr. Jörg Skriebeleit, Leiter der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg, zeigten neue Ansätze in ihrer Arbeit auf. Danach entwickeln sich die ehemaligen Konzentrationslager zu „internationalen Familien- oder Generationenorten“. Sie seien wichtige Anlaufstellen für die Nachkommen ehemaliger Häftlinge. Mit Blick auf den Jugendaustausch wünschte sich Freller, dass der Funke überspringen möge auf die nächste Generation: Die jungen Menschen heute seien schließlich „die Zeugen der Zeugen“.

In den Diskussionsrunden des Studententages hatten die Teilnehmer auch viele Wünsche

formuliert und ihre Ideen vorgetragen. Angeregt wurde, dass in den Lehrplänen neben der rückblickenden Erinnerungsarbeit künftig verstärkt auch das aktuelle jüdische Leben und die heutige Wirklichkeit Israels abgebildet werden. Landtagspräsidentin Barbara Stamm versprach, alle Anregungen aufzunehmen und auszuwerten: „Der Tag geht zu Ende, aber wir sind in unserer gemeinsamen Arbeit ja mittendrin.“ Auch Generalkonsul Dr. Dan Shaham freute sich über das lebendige und freundschaftliche Miteinander: „Auf die nächsten 50 Jahre“, rief er beim Abschied.

Business Matching Bayern – Israel

Das Bayerische Wirtschaftsministerium hatte zum „Business Matching Bayern – Israel“ eingeladen. Die Veranstaltung ging auf eine Reise von Bayerns Wirtschaftsministerin Aigner im Sommer letzten Jahres zurück. „In Israel herrschen eine besondere Dynamik und ein spezieller Gründergeist, der das Land zur Start-up-Nation schlechthin macht. Es gibt viele Gründungen und Jungunternehmen, vor allem im Bereich IKT und Life Science. Viele Länder sind an den Technologien der israelischen Technology-Ventures interessiert. Deshalb haben wir sie nach Bayern eingeladen“, so Bayerns Wirtschaftsministerin Ilse Aigner anlässlich der Veranstaltung. Rund 20 junge israelische Unternehmen stellten ihre Ideen und Produkte vor und kamen mit Firmen aus ganz Bayern zusammen. IKT-Technologiefelder wie Internet of Things, Industry 4.0, Smart Mobility, Automotive, Medizintechnik und IT-Security standen im Mittelpunkt des Treffens. Auf bayerischer Seite war das Interesse mit rund 100 Anmeldungen sehr groß. Aigner weiter: „Als Wirtschaftsstandort von Weltrang hat Bayern viel zu bieten. Wir wollen die israelischen Unternehmen auf die zahllosen Möglichkeiten am Standort Bayern aufmerksam machen. Die Industriepartner, die sie für ihre Ideen und Produkte brauchen, finden sie im Freistaat.“

Out of Mea Shearim

Zum Jubiläum der deutsch-israelischen Beziehungen finden zahlreiche Veranstaltungen in Tel Aviv und Jerusalem statt. Dabei entsteht auch ein ungewöhnliches Theaterprojekt: „Out of Mea Shearim“ erzählt von Aussteigern aus der jüdischen Ultra-Orthodoxie. Im April wird das Stück in Jerusalem und Hamburg gezeigt.

Mea Shearim ist ein Stadtteil von Jerusalem, in dem eine Art Parallelwelt entstanden ist. Die Bewohner, die zum ultra-orthodoxen Judentum gehören, haben sich von der Außenwelt weitgehend isoliert. Das Leben dieser Haredim folgt strengen, auf der Religion basierenden Regeln. Ein Kosmos, der Außenstehenden verschlossen bleibt. Die deutsch-israelische Theaterproduktion „Out of Mea Shearim“ von Yulia Mestechkin und Evgeni Mestetschkin – nach der Jerusalemer Premiere am 10. und 11. April am Hamburger Schauspielhaus zu sehen – gewährt nun außergewöhnliche Einblicke in die religiöse Praxis der Haredim. Grundlage sind Biografien, Ge-



Foto: © Yulia Mestechkin

sichten und Gedanken von acht Jerusalemern, die vormals dem ultra-orthodoxen Judentum angehörten. In einem bestimmten Moment ihres Lebens haben sie sich entschlossen, einen radikalen Bruch zu vollziehen und die Jaffa Road zu überqueren, jene Straße, die Mea Shearim von den übrigen Stadtteilen trennt. Ein kurzer Weg in eine völlig neue Welt.

Das Stück entsteht in enger Zusammenarbeit mit den acht Protagonisten, die sich als Ausgestoßene von Angehörigen und Beziehungen lossagen mussten, die sich als Immigranten im eigenen Land wiederfanden und eine ganz neue Existenz aufbauen mussten. Unter ihnen Yossi, Sohn eines bekannten Rabbiners, der heute auf Facebook über seine Erfahrungen mit dem Ausstieg aus der Religion schreibt; Racheli, die lange ein Doppelleben geführt hat und mittlerweile für eine Versicherungsgesellschaft arbeitet; Sara, die Tochter eines strenggläubigen Mathematikprofessors, die Kriminologie studiert. Oder Yosef Haim, der eine Ausbildung zum Fitnesstrainer absolviert.

Mit der Jerusalemer Künstlerin Yulia Mestechkin und dem Hamburger Regisseur Evgeni Mestetschkin erkunden die acht Aussteiger die für sie ebenfalls neue Welt der Bühne. Unterstützt vom portugiesischen Komponisten João Paulo da Silva und dem israelischen Choreografen Michael Getman wird ihren Geschichten auf einfühlsame Weise eine theatrale Form gegeben. „Out of

Mea Sharim“ zielt dabei nicht darauf, die religiöse Praxis der Ultra-Orthodoxen zu diffamieren. Vielmehr geben die dokumentarischen Porträts Anlass zu einer wachen Auseinandersetzung mit einer hierzulande weitgehend unbekannten Facette jüdischen Lebens.



**50 Jahre
diplomatische
Beziehungen
Deutschland – Israel**

Logo: ZWST

Ein weiterer Höhepunkt der Feierlichkeiten des 50-jährigen Jubiläums ist die deutsch-israelische Theaterinszenierung von Lessings Aufklärungs drama „Nathan der Weise“. Die israelische Regisseurin Ofira Henig bringt das Stück mit Schauspielern aus Deutschland sowie jüdischen und arabischen Israelis auf die Bühne. Zugesagt haben bereits die deutsche Schauspielerin Jutta Hoffmann, der israelische Schauspieler Doron Tavori, der das Stück auch neu übersetzt hat, sowie Salwa Nakara vom Arabischen Theater in Haifa. Die Proben starten im Herbst 2015.

Das Deutsch-Israelische Jahr ist eine Initiative des Auswärtigen Amtes und wird zusammen mit dem Goethe-Institut durchgeführt. www.goethe.de/israel

Der lang vergessene Exodus

Endlich wird an die Vertreibung der Juden aus den arabischen Ländern erinnert

Von Elvira Grözinger

Zum ersten Mal wurde am 30. November 2014 der neue israelische Gedenktag zu Erinnerung an die „Flucht und Vertreibung der Juden aus arabischen Ländern und Iran“ begangen. Der israelische Staatspräsident Reuven Rivlin sprach in seiner Festrede Klartext: „Wir sind heute hier zusammengekommen, um das historische Unrecht zu korrigieren, das einer Million Juden geschehen ist, die aus den arabischen Ländern und Iran eingewandert sind, deren Lebensläufe an den Rand des zionistischen Narrativs gedrängt wurden. [...] Das Anerkennen von

Fehlern ist der erste Schritt auf dem Weg zu ihrer Korrektur. Und aus diesem Grund bin ich stolz, als Präsident des Staates Israel die erste Veranstaltung zum gesetzlich festgesetzten Gedenktag zu eröffnen.“ Rivlin forderte ferner, dass fortan nicht nur in Israel, sondern weltweit diese Fehler und Unterlassungen korrigiert und die jüdischen Flüchtlinge für die kulturellen und materiellen Verluste an Schätzen, die ihnen geraubt und welche sie zurücklassen mussten, entschädigt werden. Und in der Tat, wie in Israel selbst, wurde auch in der UNO das Thema



Orangenernte

dieser jüdischen Flüchtlinge völlig ausgeblendet, mit dem Ergebnis, dass sich das palästinensische Narrativ vom alleinigen Opfer der „Naqba“ im arabisch-israelischen Konflikt durchgesetzt hat und politisch gegen Israel ausgespielt wird.

Es war höchste Zeit, dass das offizielle Israel das Unrecht, das den orientalischen Juden – den Misrachim – zugefügt wurde, als solches anerkennt und dessen gedenkt. Die orientalischen Juden wurden im aschkenasisch-geprägten jüdischen Staat von Anfang an als Bürger zweiter Klasse betrachtet und sozial benachteiligt, was diese schweigend hinnahmen. Doch das änderte sich, als vor einigen Jahren die aus dem Orient stammenden Intellektuellen begannen, ihre Rechte einzufordern und seither durch ihren wachsenden Anteil an der israelischen Kultur in der Gesellschaft sichtbar und unüberhörbar geworden sind. So wurde auch in Berlin am 2. Dezember 2014 der Gedenktag begangen. In der Akademie der Konrad-Adenauer-Stiftung fand unter der Ägide der Botschaft des Staates Israel und der Deutsch-Israelischen Gesellschaft die deutsche Erstaufführung des Films „Der Taubenzüchter von Bagdad“ von Nissim Dayan nach dem gleichnamigen Roman des bekannten irakisch-stämmigen israelischen Autors Eli Amir statt, mit einer anschließenden Podiumsdiskussion zum Thema des Films. Künftig soll der Gedenktag auch im Ausland alljährlich begangen werden.

Über das Leben der irakischen Juden als tolerierte, jedoch nicht gleichberechtigte Minderheit, die etwa ein Drittel der Bevölke-

rung von Bagdad ausmachten und das sich vor allem im jüdischen Viertel der Stadt Bagdad abspielte, konnte man zunächst aus den auch ins Deutsche übersetzten Romanen von Eli Amir und Sami Michael erfahren. In der Familiensaga *Viktoria* führt Michael die jüdische Heldin von der Armut des Bagdader Ghettos ins ebensolche israelische Neueinwanderer-Lager. Mit dem Pogrom des Jahres 1941, dem „Signal zum Umdenken“ (Eli Amir) als Zäsur in der 2500-jährigen Geschichte der Juden im Irak, die dort schon seit dem 6. Jahrhundert v. d. Z. ansässig waren, begannen die Verfolgungen. Und mit dem Massenexodus der Juden nach Israel kam auch das „Ende des babylonischen Exils“. In Israel angekommen, vegetierte die Mehrheit der Flüchtlinge als vielfach an den Rand gedrängte Neueinwanderer. Literarisch wird das thematisiert von Eli Amir, geboren 1937 und seit 1951 in Israel, und Sami Michael, geboren 1926 und 1948 in Israel eingewandert.

Als früherer Kommunist und Sozialist ist Letzterer ein besonders kritischer Autor, der die Integrationsmissstände anprangert und als Mittler zwischen Juden und Arabern fungiert, auf die im früheren Irak friedliche Koexistenz der beiden Religionsgruppen rekurrierend. Die deutschen Leser kennen auch Mona Yahia, geboren 1950 in Bagdad und erst 1971 nach Israel ausgewandert. Sie lebt seit 1997 in Deutschland und für ihren Roman über das Leben der letzten noch verbliebenen Juden im Bagdad der 1960er-Jahre, *Durch Bagdad fließt ein dunkler Strom*, erhielt sie viele Preise.

Unter den israelisch-orientalischen Autoren

und Autorinnen sind die irakischen besonders fruchtbar. Dies geht auf die Blüte der irakisch-jüdischen Literatur der Jahre 1920 bis 1932 zurück, vergleichbar mit der Weimarer Republik. Mit dem Ende des britischen und dem Beginn des faschistisch-nationalistischen Einflusses endete auch diese Blüte. Anders als im angelsächsischen Raum sind hierzulande zahlreiche weitere irakisch-stämmige Schriftsteller unbekannt. Von ihnen handelt die Studie *Das Ende des babylonischen Exils. Kulturgeschichtliche Epochenwende in der Literatur der letzten irakisch-jüdischen Autoren* von H. M. Müller, A. Feinberg und K. Odischo.

Von den in den 1940er-Jahren im Irak lebenden 130.000 Juden sind 2003 nur noch 20 übrig geblieben. Interviews mit Zeitzeugen der ehemals blühenden Gemeinde enthält das Buch *Iraks letzte Juden. Erinnerungen an Alltag, Wandel und Flucht*, hrsg. von T. Morad und D. & R. Shasha.

Wie Juden in Ägypten lebten, erfährt man von dem 1951 in Alexandria geborenen André Anciman, heute Professor in den USA, wohin er 1965 über Italien und Frankreich emigrierte. Ancimans autobiographischer Roman *Damals in Alexandria* schildert die Geschichte seiner wohlhabenden sephardischen Familie, die sich in der kosmopolitischen Stadt zu Hause fühlte, bis 1956 mit dem ägyptisch-israelischen Krieg der zweite Exodus der Juden aus Ägypten begann. Sie wurden enteignet, durch die Geheimpolizei observiert und schikaniert, bis hin zum allnächtlichen Telefonterror und zur Verhaftung. Patriotisch gesinnt, waren die Juden ihrer jeweiligen alten Heimat treu.

Der Schmerz der Vertreibung hat Anciman, wie auch seine irakischen Kollegen, niemals verlassen und liegt ihrem literarischen Schaffen zugrunde. Doch nicht alle Autoren schildern das Leben in der alten Heimat als Idylle. So führten etwa iranische Jüdinnen, von Dorit Rabinyan, 1972 in Israel geboren, in *Die Mandelbaumgasse* ausgemalt, noch in den 1950er-Jahren in der archaisch-orientalischen und gewalttätigen Gesellschaft eines persischen Dorfes, isoliert im engen häuslichen Bereich als männerabhängige Analphabetinnen, ein unfrohes, vom Aberglauben überschattetes Dasein.

Die Texte dieser israelischen Autoren bringen uns ihre alte Welt und Kultur näher. Für viele Vertriebene kommt der offizielle Gedenktag zu spät, er gibt ihnen aber als Gruppe die geraubte Würde wieder.

Der Jüdische Nationalfonds – JNF-KKL

Mit der Gründung des Jüdischen Nationalfonds am 29. Dezember 1901 im schweizerischen Basel beginnt die weltweit beispiellose Geschichte von Israels heute größter, politisch unabhängiger, „grünen“ Organisation. Nach Stationen in Basel, Wien, Köln, Den Haag und London wird der Hauptsitz des Fonds 1922, nachdem die Briten das Mandat über Palästina erhalten hatten, nach Jerusalem verlegt und in „Keren Kayemeth LeIsrael“ umbenannt. Seit Israels Staatsgründung 1948 wurden weltweit über 40 Vereine gegründet, die die Arbeit des Keren Kayemeth LeIsrael unterstützen – auch in Deutschland. Mit Hauptsitz in Düsseldorf und weiteren Büros in Berlin, Frankfurt und München

wurde der Jüdische Nationalfonds e.V. – Keren Kayemeth LeIsrael 1953 ins Leben gerufen. Dem Verein steht ein ehrenamtliches Präsidium vor und er hat den Zweck, die Arbeit des Keren Kayemeth LeIsrael in Israel durch die Beschaffung von Mitteln zu unterstützen und zu fördern.

Unsere Farben – unsere Aufgaben.

Blau: Sicherung der Wassers

Betrachten wir unsere Erde aus Sicht eines Astronauten, so blicken wir auf einen blauen Planeten, der zu 72 % mit Wasser bedeckt ist. Das vermittelt uns das Gefühl, als bestünde an dieser „Quelle des Lebens“ an allen Orten

Überfluss. Weiß man aber, dass etwa 97 % davon Salzwasser der Ozeane und der Meere sind, kann von Überfluss schon keine Rede mehr sein. Dazu kommt, dass in den verbliebenen 3 % Frischwasser die Gletscher- und Eiswasser von Arktis und Antarktis enthalten sind. Und so verbleiben uns Menschen am Ende nur noch 0,32 % Wasser zur Nutzung.

Mit einer stets wachsenden Weltbevölkerung und dem damit einhergehenden steigenden Wasserbedarf für Haushalte, Industrie und Landwirtschaft stehen wir vor einem globalen Problem, von dem trockene und wüstenreiche Länder wie Israel ganz besonders betroffen sind. Die weltweite Erderwärmung trägt mit dazu bei, dass im Jahr 2025 ein

Viertel der Weltbevölkerung an Wassermangel leiden wird. Und anders als bei der Ölkrise in den 1970er-Jahren gibt es zu Wasser keine Alternative.

Im Nahen und Mittleren Osten, einer der trockenen (ariden) und halb-trockenen (semi-ariden) Erdgegenden, verhält es sich so, dass über die Hälfte der Bewohner von Wasser abhängig ist, das über internationale Grenzen läuft. So ist das Problem der Wasserknappheit nicht nur eine ökonomische, sondern auch eine politische Angelegenheit. Den Jordan-Fluss beispielsweise als eine der wichtigsten Wasserquellen müssen sich gleich vier Länder teilen: Jordanien, Syrien, Israel und der Libanon. Um „Wasser“ nicht zum Kriegsgrund werden zu lassen, sind langfristig nur multilaterale Verhandlungen und Verträge einer Lösung dienlich, wie sie bereits zwischen Israel und Jordanien und zwischen Israel und der Palästinensischen Autonomiebehörde bestehen.

Für regenreiche Wintermonate gibt es keine Garantie

In Israel gibt es mehrere Bäche, die wir gerne Flüsse nennen, und dazu einige Wadis (trockene Flussbetten), die aber nur in der Regenzeit mit Wasser gefüllt sind. Ansonsten befinden sich im Land lediglich drei Süßwasserquellen: Der Kinneret (See Genezareth) als Hauptlieferant von Trinkwasser sowie die Aquifere der Küsten und der Berge. Aquifere sind Grundwasser leitende, durchlässige Gesteinsschichten. Die Füllung dieser natürlichen Wasserreservoirs ist abhängig von den jährlichen Niederschlägen, für die es keinerlei Garantie gibt. In Israel regnet es durchschnittlich an nur 50 Tagen im Jahr, hauptsächlich im Norden und im Zentrum des Landes. Von diesem Regenwasser fließen etwa 35 % in die drei Wasserdepots, 60 % verdunsten und 5 % fließen ab ins Mittelmeer. Trockenjahre mit wenig Regen im Winter bedeuten vor allem, dass die drei Süßwasserquellen, allen voran der Kinneret, über Gebühr ausgeschöpft werden. Zwei bis drei Trockenjahre hintereinander, wie 1998 bis 2001, führen immer wieder zu ernsthaften Wasserkrisen. Man kann davon ausgehen, dass sich die Anzahl der trockenen Winter auch aufgrund der globalen klimatischen Veränderungen in Zukunft noch erhöht.

Gradmesser Kinneret

Gradmesser für Israels Wasserpolitik sind Wasserstand und -qualität des mehr als 200 Meter unter dem Meeresspiegel liegenden Kinneret. Die festgesetzte „Obere Rote Linie“ von –208,8 Meter zeigt den idealen Wasserstand an und wurde bis heute nur im Winter 1991/92 überschritten. Die „Untere Rote Linie“ bei –213 Meter ist der kritische Wasserstand, der im Winter 2001 sogar auf –214,87 Meter fiel und zur „Schwarzen Linie“ wurde. Jeder zusätzliche Meter Wasserstand bedeutet 170 Millionen Kubikmeter mehr an Trinkwasser und auch eine erhebliche Verbesserung der Wasserqualität durch ein Absinken des Salz- und Chloridgehalts. Oder anders ausgedrückt: Wird der See bis zur „Schmerzgrenze“ ausgepumpt und sein Wasserspiegel sinkt bis zur Unteren Roten Linie oder sogar noch darunter, dann ist der Druck auf den Grund des Kinneret zu gering. Dies bedeutet, dass das unter dem See fließende Salz-

wasser sich mit dem Süßwasser vermischt und als Trinkwasser nicht mehr zu gebrauchen ist. Der Wasserknappheit kann nur vorgebeugt werden, wenn Israel es schafft, sich auf Dauer ein „Wasserpolster“, einen guten Vorrat anzulegen. Dazu müssen die Frischwasserreservoirs entlastet werden.

Da Not bekanntermaßen erfinderisch macht, gehört Israel heute zu den führenden Nationen auf dem Gebiet der Wasserwirtschaft. Wissenschaft und Forschung, Kreativität und manchmal auch der Mut zu utopischem Denken brachten bereits gute, aber bei weitem noch nicht zufriedenstellende Erfolge.

So wird beispielsweise in der Bewässerung der Landwirtschaft vermehrt von Sprinkleranlagen auf gezielte Tröpfchenbewässerung umgestellt. Diese Maßnahme konnte den Wasserverbrauch bereits um 33 % reduzieren. 79 % der Abwässer werden recycelt und zur Bewässerung genutzt. Von den Berghängen abfließendes Winterflutwasser wird durch Dämme in Auffangbecken geleitet, von wo aus es langsam in den Boden einsickert und somit den Grundwasserspiegel erhöht. Die Entsalzung von Meer- und Brackwasser gehört zu den zwar kostspieligen, doch gleichzeitig auch aussichtsreichen Maßnahmen. Die Erforschung von salzwasserresistenten Pflanzen nimmt in Israel einen hohen Stellenwert ein. Zu salziges Wasser, das weder als Trinkwasser noch in der Landwirtschaft genutzt werden kann, wird mit etwas Süßwasser angereichert und in der Fischzucht verwendet. Flüsse werden gereinigt und renaturiert, ihre Ufer durch Pflanzungen befestigt. Dazu werden Abwasser-Kanäle verlegt, die direkt in Klärbecken führen. So wird eine weitere Verschmutzung der Flüsse verhindert und diese als Frischwasserquellen gesichert.

Der JNF-KKL als treibende Kraft

Bei den meisten dieser genannten Maßnahmen gehört der JNF-KKL zu den treibenden Kräften.

Wir bauen Dämme und legen Terrassen an, um Flutwasser zu „ernten“.

Wir errichteten bereits 180 Wasserreservoirs zum Recyceln von Abwasser oder zum Auffangen von Regenwasser, davon vier mit Hilfe unserer Freunde in Deutschland. Weitere 100 Reservoirs sind im Bau oder in Planung. Wir sanieren Flüsse, um Frischwasserquellen

wiederherzustellen und zu sichern. Für die Renaturierung des Alexander-Flusses gewannen wir 2003 den ersten Preis des internationalen „River-Price Competition“ in Australien.

Wir sind aktiver Partner bei der Entsalzung von Meer- und Brackwasser zur Nutzung in der Landwirtschaft.

Grün: Begrünung des Landes

Nachdem die Gründer des Jüdischen Nationalfonds Anfang des 20. Jahrhunderts die ersten Bodenkäufe für die jüdische Bevölkerung getätigt hatten, mussten sie bald lernen, dass gemäß den osmanischen Bodengesetzen der Übertrag eines Eigentums ins Grundbuch nicht ausreicht. Zur Unterstreichung eines Besitzanspruches mussten die erworbenen Gebiete „gezeichnet“ werden, und zwar so, dass man die Gebiete schon von weitem erkannte. Die Anpflanzung von Bäumen war dazu das geeignetste Mittel, denn damit schuf man gleichzeitig Schatten und Infrastruktur und bereitete die Flächen zur Besiedelung vor. Hiervon leitet sich auch der Grenz-begriff „Grüne Linie“ ab.

Vor diesem Hintergrund wurde 1908 bei Ben Shemen und in Hulda mit der Pflanzung der ersten Bäume begonnen. In Ben Shemen hatten sich die Pioniere, die aus gänzlich anderen Berufen kamen und keine Forstexperten waren, verständlicherweise für Olivensetzlinge und Obstbäume entschieden. Als jedoch von den 12.000 Setzlingen am Ende nur 3000 überlebten, zog man fortan Experten hinzu. Etwas später in Hulda, wo auf 25 Hektar ein Hain aus Olivenbäumen und Kiefern angepflanzt wurde, hatte man Erfolg. Hier begann denn auch die heute legendäre Aufforstungsarbeit des Keren Kayemeth LeIsrael im Heiligen Land.

Leben zieht weiteres Leben an

Bei seinen Baumpflanzungen wandte sich der JNF-KKL vermehrt Gebieten zu, die sich nicht für landwirtschaftliche Zwecke eigneten – vor allem Berghänge und felsige Felder. Aber auch Wanderdünen wie bei Rishon LeZion konnten durch Baumpflanzungen befestigt werden. Am Ende zeigte sich, dass Leben weiteres Leben anzieht. Denn wo immer ein Wald gepflanzt wird, folgen in aller Regel



Sharon-Wasserreservoir



Vorbereitung des Bodens

Menschen, die sich in seinem Schatten niederlassen, Gemeinden gründen, Felder und Gärten anlegen.

1935 waren 1,7 Millionen Bäume gepflanzt; immer mehr grüne Decken überzogen die vormals kahlen Hügel. Im Jahr 1950 betrug die Zahl der gepflanzten Bäume bereits acht Millionen. Zu den Wäldern, deren Pflanzung in den ersten Jahren nach der Staatsgründung fortgesetzt wurden, zählt der Märtyrer-Wald auf dem Weg nach Jerusalem zum Gedenken an die sechs Millionen ermordeter Juden der Schoa. Unter den Pflanzenden waren auch Überlebende, für die das Setzen eines Baumes in Gedenken an Familienangehörige einen hohen Symbolwert hatte. Das Pflanzen eines Baumes war für sie wie ein Sieg über die Nazis, die ganze Gemeinden vernichtet hatten.

Sieben Prozent Waldfläche in Israel

Von 1908 bis heute konnten dank der weltweiten Spenden unserer Freunde etwa 240 Millionen Bäume in Israel gepflanzt werden. Das sind 7 % Waldfläche in einem Land, das zu etwa zwei Dritteln aus Wüste oder wüstenähnlichem Gebiet besteht. Von der Nordspitze bei Kiryat Schmoneh bis in den Süden bei Eilat entstanden Hunderte kleine Haine. Dazu zählt beispielsweise der knapp 100 Hektar große Stadtwald von Karmi'el in Galiläa. Israels größter angelegter Wald mit 3000 Hektar Fläche wächst nicht etwa im Norden oder um Zentrum des Landes. Nein, der Lahav-Wald befindet sich am Rande der Wüste Negev an einer Stelle, an der selbst die Planer zunächst ihre Zweifel hatten. Nördlich von Beer Schewa gedeihen Terebinthen, Zedern, Eichen, Pinien und Zypressen, aber auch Mandeln, Pistazien, Oliven und Walnüsse – insgesamt vier Millionen Bäume. In den letzten Jahren wurden in all diesen Wäldern immer mehr behindertengerechte Waldwege angelegt, damit wirklich alle Menschen Zugang zur Natur haben.

Natürlich gab es über die Jahrzehnte hindurch regional auch immer wieder Rückschläge, die die Mitarbeiter des Fonds aber aufgrund des Gesamterfolges nie entmutigten. Während des Ersten Weltkrieges beispielsweise holzte die türkische Armee für Heiz- und Transport-

zwecke große Waldflächen ab. In den Jahren 1974 und 1998 kam es durch Brandstiftungen in den Carmelbergen zu verheerenden Waldbränden. Während des zweiten Libanon-Krieges im Sommer 2006 wurden durch die Katjuscha-Raketen der Hisbollah-Milizen 1200 Hektar angepflanzte Wälder, insgesamt 750.000 Bäume, vernichtet. Und im Dezember 2010 kam es erneut zu einem verheerenden Waldbrand im Carmelgebirge. Auf die beiden letzten regionalen Katastrophen reagierte der Fonds zusätzlich zu dem 1995 ins Leben gerufenen „Aktionsplan Negev“ mit einem „Aktionsplan Galiläa“. Dies bedeutet, dass sich die Arbeiten des Jüdischen Nationalfonds auf heute 80 % des Landes verteilen, nämlich 60 % im Negev und 20 % in Galiläa. Die Region der Wüste Negev liegt uns aktuell sehr am Herzen, denn hier sollen sich in wenigen Jahren eine Million Menschen niederlassen können. Die Region Galiläa mit ihrem reichen Schatz an archäologischen Stätten, jüdischen wie christlichen, soll auch in Zukunft für Touristen und für Israelis ein beliebtes Ausflugsziel bleiben.

Braun: Bewahrung des Bodens

Israel, ein Land, in dem gemäß des Heiligen Buches „Milch und Honig fließt“? Möglicherweise war dies die Vorstellung vieler Neueinwanderer des beginnenden 20. Jahrhunderts. Die Realität jedoch sah ganz anders aus. Diese Pioniere betraten eine größtenteils öde und trockene Landschaft und ein im wahrsten Sinne des Wortes „stein-reiches“ Land. Wollte man also Hütten bauen, Land bearbeiten oder Wälder anlegen, musste zunächst Tonne um Tonne Gestein zur Seite geräumt werden. Und wir sprechen hier nicht von Kieselsteinchen, sondern von zum Teil mannshohen Felsbrocken. Schwere Gerätschaften, wie sie uns heute ganz selbstverständlich zur Verfügung stehen, gehörten zu jener Zeit genau so ins Reich der Träume wie fruchtbare Felder und blühende Wiesen.

Auch heute noch ist die Bodenvorbereitung eine der wichtigen Aufgaben des JNF-KKL, insbesondere in der Negev-Region. Sind die Steine einmal zur Seite geräumt, wird der Boden geebnet und vermessen und an die siedelnde Gemeinde übergeben. Ist das Gelän-

de für Gewächshäuser vorgesehen, muss der Boden bei Bedarf noch mit etwa 60 cm Erde aufgeschüttet werden. Flächen mit zu stark versalzter Erde werden zudem mit Süßwasser gespült. Hier können dann beispielsweise Dattelpalmen und andere weniger empfindliche Gewächse angepflanzt werden.

In hügeligen und gebirgigen Abhängen wird der Boden für die Anpflanzung von Bäumen aller Art und auch für landwirtschaftliche Zwecke terrassiert. Diese insbesondere von den Nabatäern angewandte Terrassen-Landwirtschaft bewirkt, dass die selbst im Winter spärlichen Niederschläge fast vollständig aufgefangen werden. Das Wasser läuft von Terrasse zu Terrasse, füllt jede einzelne Stufe, und somit geht kein Tropfen des kostbaren Regens verloren.

Das Hula-Tal wird trockengelegt

Eine gänzlich andere Art der Bodenbearbeitung bedeutete in den Anfängen die Trockenlegung von Sümpfen. Am Beispiel des Hula-Tals zeigte die Natur deutlich, dass uns Menschen doch ab und zu Grenzen gesetzt werden. Das Hula-Tal ist ein Teil des Syrisch-Afrikanischen Grabenbruchs, mit den Golan-Höhen im Osten und dem Naphtali-Gebirge im Westen. Der im Nordosten stehende Berg Hermon saugt das Regenwasser und die Schneeschmelze wie ein Schwamm auf. Das in den Berg eingesickerte Wasser kommt weiter unten als Quellen wieder heraus. Die bekanntesten Quellen sind Dan und Banjas.

Einst hatten ausströmende Lavamassen den Abfluss der Quellen nach Süden verstopft und einen enormen Sumpf geschaffen. Dieser Sumpf wurde 6000 Hektar groß und war von Malaria-Mücken verseucht. In den 1950er-Jahren wurde das Gebiet trocken gelegt, um Flächen zur landwirtschaftlichen Nutzung zu gewinnen. Anfangs war man, damals sicher zu Recht, stolz auf diese ungeheure Leistung. Bauern siedelten sich an, große Felder mit Früchten, Obst und Getreide entstanden. Es war ein Vorzeigeprojekt. Doch vier Jahrzehnte später zeigten sich die erschreckenden Auswirkungen dieses Eingriffs in die Natur. Aus dem Emek Chula (Hula-Tal) war ein Emek Cholah (krankes Tal) geworden.

Israels erster Nationalpark

Durch den ausgetrockneten Boden gelangten nun Torfe und Nitrate in den Kinneret, das wichtigste Süßwasser-Reservoir des Landes. Es musste schnellstens gehandelt werden, um den See nicht vollends verschmutzen zu lassen. Anders als bei der Trockenlegung, die durch Pioniere erfolgte, zog der Fonds nun Spezialisten zu Rate. Diese ließen 100 Hektar der Gesamtfläche an der richtigen Stelle wieder unter Wasser setzen. Mit dieser Maßnahme stieg der Jordanfluss als wichtigster Wasserlieferant für den Kinneret zurück auf sein normales Niveau. Seit 1994 speist der Jordan den Kinneret wieder mit frischem Süßwasser. Der Fonds nutzte die Gelegenheit zudem, aus diesem 100 Hektar großen Gebiet den ersten Nationalpark des Landes Israel zu schaffen.

Nachdruck mit freundlicher Genehmigung des Jüdischen Nationalfonds e.V. aus: „Natürlich für Israel – Ein Portrait des JNF-KKL“, Redaktion: Marc Grünbaum V.i.S.d.P. und Keren Muhs.

Das südfranzösische Dorf Peille rettete jüdische Kinder

Von unserer Frankreich-Korrespondentin Gaby Pagener-Neu

Das mittelalterliche, auf 630 Metern Höhe friedlich in den Meeresalpen zwischen Nizza und Monaco gelegene typisch südfranzösische 2000 Seelen-Dorf Peille, wo es betörend nach Lavendel und Thymian duftet, gehört traditionell zu den Vorzeigelandschaften des Côte d'Azur-Hinterlandes.

Doch dass die engen Gassen und die Steine, die bereits Patina angesetzt haben, im Zusammenhang mit dem Zweiten Weltkrieg derart geschichtsträchtig sind, das hat erst kürzlich eine ortansässige und in der Lokalpolitik engagierte pensionierte Gymnasiallehrerin durch monatelanges Recherchieren zutage gefördert.

Von Ordensschwestern versteckt

So trafen sich im Oktober 2014 erstmals nach über siebzig Jahren Edouard Konopnicki, 76, eigens aus Jerusalem angereist, und René Cappelletti, 81, zwei ehemalige Schicksalsgenossen, anlässlich einer groß angelegten Gedenkfeier zu Ehren ihrer Lebensretter in Peille wieder. Vor den Nazischergen wurden die beiden, sowie weitere in dem 1943 unter Alois Brunner von den Deutschen besetzten Nizza lebende Kinder von Juden und Widerstandskämpfern, von den Schwestern des Ordens „Charité de Notre Dame du Bon Dieu et perpétuel secours“ versteckt, allen voran von deren Oberin Schwester Thomasine.

Die Nonnen richteten in Peille ab Sommer 1943 in dem von ihnen betriebenen Krankenhaus auf einem eigenen Stockwerk, unauffällig zunächst, ein Sommerferienlager ein, welches ab Herbst notgedrungen in eine Art Pensionat umgewandelt wurde und in welchem sie die Verfolgten unter falschen Namen mit Kindern aus dem Dorf aufnahmen und betreuten. Tatkräftige Unterstützung fand ihre Aktion beim damaligen Bischof von Nizza sowie vom Dorfpfarrer.

Zur Tarnung mussten auch die jüdischen Kinder an den gemeinsamen Messen teilnehmen. Drohte unmittelbare Gefahr seitens der nur wenige Kilometer nördlich und südlich von Peille stationierten Deutschen, so improvisierte Schwester Thomasine kurzerhand eine kleine Bergwanderung mit ihren Schützlingen. Dabei führte sie sämtliche Schutzmaßnahmen mit einer derartigen Selbstverständlichkeit durch, dass René Cappelletti im

Nachhinein versicherte, er habe sich durchaus nicht versteckt gefühlt.

Gedenkstele im Beisein des Erzbischofs von Monaco eingeweiht

Höhepunkt des Festaktes, der am 11. Oktober letzten Jahres im Beisein des Erzbischofs von Monaco stattfand und zu welchem sich u.a. Schwestern des Ordens, die Nichte der damaligen Oberin, aus USA die Witwe eines weiteren versteckten jüdischen Kindes – Jacques Morgenstern – mit ihren Kindern und Kindeskindern sowie zahlreiche Dorfbewohner einfanden, war die Einweihung einer Stele zu Ehren der Ordensschwestern. Zudem erhielt die derzeitige Oberin stellvertretend für ihre Kongregation eine Medaille der Kommune.

Nach bewegenden Worten der beiden Überlebenden und Susie Morgenstern enthüllte der Bürgermeister vor der Dorfkirche das Denkmal, dessen Inschrift in erster Linie, jedoch nicht allein, den Ordensschwestern und ihrer Leiterin gewidmet ist, sondern ausdrücklich das Krankenhauspersonal, insbesondere die Oberschwester, den Bischof von Nizza sowie den Ortspfarrer und die Bevölkerung von Peille einschließt.

Ein ganzes Dorf für die Aufnahme in die Allee der Gerechten in Yad Vashem vorgeschlagen

Ohne die Humanität und Solidarität der tausend Bürger des Dorfes hätte sich das allgemein bekannte Versteck nicht ein knappes Jahr lang – vom Sommer 1943 bis Frühjahr 1944 – aufrechterhalten lassen. Daher ist ihnen nicht nur der komplette zweite Absatz der Stele gewidmet, wo ihnen beispielhafter Mut, Toleranz und Brüderlichkeit bescheinigt werden, sondern ihnen eine ebenso besondere wie seltene Ehre zuteil wurde.

Edouard Konopnicki erklärte, er habe beim französischen Yad-Vashem-Komitee den Antrag gestellt, das gesamte Dorf in die Allee der Gerechten unter den Völkern aufzunehmen. In der Regel könnten zwar nur Einzelpersonen vorgeschlagen werden, im Falle von Peille jedoch halte er einen Kollektiveintrag für gerechtfertigt.

Der heutige Rentner Konopnicki, dessen Vater Marcel mit dem Vater René Cappelletti

die Widerstandsbewegung geleitet hatte, lebt seit 1962 in Israel, wo er in einem Ministerium für die Sicherheit zuständig war und in hoher militärischer Funktion an drei Kriegen teilgenommen hat. Der Vater von zwei Söhnen und sechsfache Großvater spricht jedoch bis heute besser Französisch als Hebräisch.

Eine Schlussfolgerung, die sich aus der Rettung der in Peille versteckten Kinder sowie aus weiteren anderen Aktionen aufdrängt: So sehr sich die katholische Kirche als Institution ein kritisches Hinterfragen ihrer Rolle und Haltung während der Nazizeit gefallen lassen muss, so sehr muss differenziert der Beitrag einzelner Geistlicher, auch und oft gerade auf der unteren Ebene der Hierarchie, zur Rettung rassistisch und politisch Verfolgter gewürdigt werden.

Arzt in Peille versteckt

In den Tagen nach der Befreiung durch Seargant Biblowitz' Truppe am 13. September 1944 wagte sich der polnisch-jüdische Arzt und Widerstandskämpfer Dr. David Guirchowski aus einem verlassenen Bauernhaus in Gaudissart oberhalb von Peille, in welchem er sich ein knappes Jahr lang versteckt gehalten hatte.

Jetzt konnte er sich den Dorfbewohnern gegenüber, welche die ganze Zeit von seiner Existenz gewusst und ihn ebenso wie die von Ordensschwestern aufgenommenen Kinder gedeckt hatten, unmittelbar revanchieren, indem er Kranke und Verletzte unter ihnen behandelte und auch, obwohl nur zum Allgemeinarzt ausgebildet, notoperierte.

Sein Sohn Alain, der in Nizza, wo einst Vater David vor und nach seiner Flucht praktiziert hatte, als Kardiologe niedergelassen ist, hat die Lebensgeschichte seines Vaters aus der Erinnerung an dessen bruchstückhafte Erzählungen aufgezeichnet und zu rekonstruieren versucht.

Gaby Pagener-Neu hat mit Dr. Alain Guirchowski in Nizza gesprochen

Gaby Pagener-Neu: Herr Dr. Guirchowski, können Sie kurz den Lebensweg Ihres Vaters schildern und wie er an die französische Riviera kam?

Alain Guirchowski: Mein Vater wurde zu Beginn des letzten Jahrhunderts in Troki in der Nähe der litauischen Hauptstadt Wilna geboren. Mein Großvater betrieb dort einen Textilgroßhandel, und David kam an einem Jom Kippur zur Welt, was er später als eine Art Omen deutete.

Er besuchte das russische Gymnasium, wo die drei besten Schüler jüdisch und entsprechend unbeliebt waren. Mein Vater wollte Arzt werden, was ihm jedoch aufgrund des damals für Juden geltenden Numerus clausus, um deren Zugang zu einem Hochschulsstudium zu begrenzen, verwehrt wurde. So



verließ er seine Familie mit 17 Jahren, um in Frankreich Medizin zu studieren.

GPN: Führte sein Weg direkt nach Frankreich?

AG: Nein, die erste Station war Danzig, die zweite das flämische Gand, wo sich David an der medizinischen Fakultät immatrikulierte, um sein Studium dann in Montpellier zu beenden. Von dort aus ergab sich für ihn die Gelegenheit, die Vertretung eines Assistenzarztes in Monaco zu übernehmen, danach an ein Krankenhaus in Nizza zu wechseln, übrigens als erster nun fest angestellter jüdischer Assistenzarzt. Zuvor pflegten die französischen Kollegen zu streiken, wenn ein „Kanake“ eingestellt werden sollte...

Durch Fleiß und Beharrlichkeit mauserte sich mein Vater zu einem anerkannten Arzt, der schließlich 1935 in einem Arbeiterviertel von Nizza eine gutgehende Praxis für Allgemeinmedizin eröffnete.

GPN: Wie fühlte sich und wie lebte Ihr Vater zu dieser Zeit in Frankreich?

AG: Er fühlte sich damals noch ausgesprochen wohl. Bilder von ihm aus dieser Zeit vermitteln den Eindruck ewigen Sommers. 1938 sieht man ihn in Offiziersuniform (er war Reserveoffizier) ein Pferderennen gewinnen. Doch schon bald sollten sich dunkle Wolken am Himmel zusammenziehen...

GPN: Weshalb?

AG: Nun, der Krieg brach aus und David wurde in einem Regiment der Bergartillerie mobilisiert, als dessen Chefarzt er fungierte. Mit Beginn der deutschen Besatzung wurde plötzlich alles anders. Mein Vater schloss sich der Widerstandsgruppe, dem „Maquis“, an.

GPN: Praktizierte er in dieser Zeit denn trotzdem weiter?

AG: Obwohl es jüdischen Ärzten untersagt war, ihren Beruf auszuüben, behandelte er seine Patienten weiter, unterschrieb jedoch alle Papiere mit dem Namen eines Kollegen.

GPN: Wie lange ging das gut?

AG: Bis an einem Tag im Frühsommer 1943.

GPN: Was geschah an diesem Tag?

AG: Ein Patient wurde in der Praxis vorstellig. Am Ende der Sprechstunde, als David sich beklagte, dass er, obwohl Reserveoffizier und Regimentschefarzt, das Rezept von einem Kollegen unterzeichnen lassen müsse, zückte der Patient seinen Polizeiausweis und eröffnete meinem Vater, er sei denunziert worden, als Jude illegal zu praktizieren. Er bat den Polizisten daraufhin, mit seinem Bericht bis zum Abend zu warten. Dann packte er seine Jacke, Geld, ein paar Habseligkeiten und sprang auf sein Motorrad.

GPN: Wohin flüchtete er?

AG: Zunächst beherbergten ihn Patienten eine Woche lang in Nizza, jedoch wurde das Risiko für sie und ihre Familie zu hoch, so dass er nicht dort bleiben konnte. Er fuhr weiter ins Hinterland nach Peille, wo ihn ein ehemaliger



Dr. David Guirchowski

Patient namens Ricuort, dem David das Leben gerettet hatte, in einer verlassenen Berg-Hütte im Wald von Gaudissart versteckte.

GPN: Wie lebte Ihr Vater dort? Wie sah sein Alltag aus?

AG: Elf Monate lang lebte er dort vollkommen isoliert. Als Einzige besuchte ihn Ricuorts Tochter einmal pro Woche, um ihn mit Proviant zu versorgen. Da die Hütte keinen Külschrank hatte, verdarben die Lebensmittel bei den sommerlichen Temperaturen aber bereits nach wenigen Tagen. Wie einst Robinson Crusoe versuchte Dr. Guirchowski seinen Tagesablauf zu organisieren: zu bestimmter Stunde frühstücken, Holz hacken, sich in einige medizinische Fachbücher vertiefen, die er mitgenommen hatte. Beim Holzhacken schnitt er sich übrigens in den Finger, verfügte jedoch weder über Medikamente noch über Desinfektionsmittel. Ein Verband aus einem sauberen Taschentuch musste ausreichen. Die ungefähre Uhrzeit berechnete er nach der Sonneneinstrahlung in den Dachlöchern und Ratten trieb er in die Flucht, indem er offensichtlich erfolgreich das Miauen einer Katze imitierte. Not macht erfinderisch.

GPN: Gab es brenzlige Situationen, in denen David besondere Angst vor Entdeckung haben musste?

AG: Ja. Er erzählte häufig von folgendem prägenden Erlebnis: Eines Tages fragten ihn im Wald zwei Soldaten nach dem Weg. Da sie ihn bereits gesehen hatten, war es zu spät gewesen, um sich zu verstecken. So spielte mein Vater den ortsansässigen Dorftrottel und beschrieb den Weg in Zeichensprache! Dabei handelte es sich um von der Wehrmacht angeworbene Ukrainer, die untereinander Russisch sprachen. Guirchowski verstand jedes Wort!

GPN: Was tat Dr. Guirchowski unmittelbar nach der Befreiung Peilles?

AG: Auch, jedoch nicht allein aus Dankbarkeit bot er dem Hospiz von Peille sofort seine medizinische Hilfe an. Obwohl eigentlich nur praktischer Arzt, führte er Notoperationen durch, sich auf einige Erfahrungen als Assistenzarzt in der Chirurgie stützend. So operierte er u.a. den verletzten Ricuort auf einem improvisierten OP-Tisch.

GPN: Wo lebte Ihr Vater nach Kriegsende?

AG: Er kehrte nach Nizza zurück, wo er seinen Praxisbetrieb wieder aufnahm. Er setzte dort an, wo er 1943 jäh hatte aufhören müssen.

GPN: Wie war seine Beziehung zu Peille und seinen Bewohnern?

AG: David blieb dem Dorf zeitlebens zutiefst verbunden.

GPN: Herr Dr. Guirchowski, ich danke Ihnen für dieses Gespräch.

Sergeant Biblowitz befreite Peille

Die jüdischen Namen, auf welche die rührige Geschichtslehrerin Michèle Noero bei ihren Recherchen stieß, sind nicht nur die von versteckten und geretteten Kindern und einigen wenigen Erwachsenen, wie dem aus Nizza in die Berge geflohenen Arzt Dr. David Guirchowski (siehe dazu auch unser Interview mit seinem Sohn Dr. Alain Guirchowski), sondern quasi mit umgekehrtem Vorzeichen solche von jüdischen Mitgliedern der sog. First Special Service Force (FSSF), welche mit ihrer Landung auf der provenzalischen Insel Port Gros die Befreiung Südostfrankreichs einleitete.

Die FSSF, eine in ihrer Art innerhalb der amerikanischen Armee einmalige Einheit, speziell für punktuelle Sondermissionen wie Bergkämpfe trainiert, bestand aus amerikanischen und kanadischen Freiwilligen.

So ist ein gewisser mit dem Silver Star dekorierte Staff Sergeant der kanadischen Armee, Solomon M. Biblowitz, dokumentiert, welcher mit dem 3. Regiment der 2. Kompanie am Mont Ours, einem Berg oberhalb von Peille, die Außenposten der zahlenmäßig weit überlegenen feindlichen Armee, nachdem er dieser empfindliche Verluste zugefügt hatte, nahezu vollständig zurückdrängen konnte.

Während die Alliierten bereits Ende August und Anfang September die Côte d'Azur befreit hatten, wurde auf den Bergkämmen des Hinterlandes noch mehrere Tage weitergekämpft.

Biblowitz, der seine Truppe bei der Verfolgung des Gegners angeführt hatte, wurde am 12. September während eines erbitterten Gefechts auf dem Mont Ours, wo eine Gedenktafel an ihn erinnert, erschossen. Am darauffolgenden Tag, dem 13. September, sollten seine Kameraden den Sieg davontragen.

Beerdigt wurde der Sergeant gemeinsam mit den übrigen britischen, amerikanischen und kanadischen Gefallenen auf dem britischen Soldatenfriedhof in Marseille. Dort und in Peille, wo anlässlich des D-Day die überlebenden Kriegsveteranen der FSSF im Juni letzten Jahres zu einer Gedenkveranstaltung eingeladen waren, um Biblowitz die Ehre zu erweisen, erschien auch, gemeinsam mit einem texanischen Veteranen, der aus Florida angereiste 92-jährige Seymour Mermelstein.

Der ehemalige GI, welcher im Übrigen das KZ Buchenwald als einer der Ersten gesehen und fotografiert hatte, erhielt die Auszeichnung der französischen Ehrenlegion. Es mutet beinahe so an, als habe das Schicksal Biblowitz und Mermelstein auserkoren, um den Dorfbewohnern von Peille Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

GPN.

Alijah nun doch ein Notausgang?

Wie Frankreichs Juden auf die Anschläge in Paris reagieren

Man erinnere sich: „Die Alijah französischer Juden ist kein Notausgang!“ So lautete die Idealismusforderung von Frankreichs Oberrabbiner Haïm Korsia vor wenigen Monaten (siehe JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN, September 2014). Nach den Pariser Anschlägen auf die Satirezeitschrift „Charlie Hebdo“, bei dem u. a. der jüdische Karikaturist Wolinski ermordet wurde, vor allem jedoch auf den koscheren Supermarkt Hyper Casher, stellt sich mehr denn je die Frage, ob und inwiefern es den jüngst Ausgewanderten bzw. den kurzfristig Entschlossenen und bereits in den Startlöchern Stehenden nicht vielmehr ums nackte Überleben geht. Wer könnte es ihnen verdenken? Dass sich die Zahl der Olim im letzten Jahr gegenüber 2013 auf ca. 7000 verdoppelt hat, steht jedenfalls fest, und dass der Trend sich 2015 verstärken wird, das kann man getrost schon jetzt extrapolieren.

Unterschiedliche Reaktionen

Dennoch scheiden sich die Geister an der richtigen Einordnung und der angemessenen Reaktion auf das Pariser Horrorszenario. Während bei manch einem französischen Juden der unverhohlene Aufruf zur Alijah Benjamin Netanyahus anlässlich seines Frankreichbesuchs zum Gedenkmarsch auf fruchtbaren Boden gefallen sein mag, scheinen einige spontan eingefangene Straßenumfragen und Blog-Kommentare dem israelischen Wirtschaftsminister Naftali Bennett nur bedingt Recht zu geben. Der stellt auf der Webseite der „Times of Israel“ fest: „Vielen Juden wird jetzt bewusst, dass sie in Frankreich keine Zukunft haben, vor allem den Jungen.“ Gerade zahlreiche jüngere Juden fühlen sich jedoch dem Land, in dem sie geboren wurden, nach wie vor verbunden. So empört sich Jordan Jablonska, 22, über die Überbewertung und Verallgemeinerung isolierter Terrorakte: „Die Institutionen sind stark. Ich will weiterhin die Marseillaise singen!“ Und François, 25, dessen Schwester seit mehreren Jahren in Israel lebt, Hebräisch spricht und beruflich integriert ist, weiß andererseits von ihr: „Die Franzosen bleiben dort unter sich.“

Weggeräumter Stolperstein

Ob daran die Tatsache etwas ändert, dass die Abteilung Berufsbildung des israelischen Wirtschaftsministeriums nach langem Tauschen und auf Drängen des Vereins zur Unterstützung von Olim „Nitzots Yonathan-OptiSion“ schrittweise die französischen Diplome anerkennt, wird die Zukunft zeigen (siehe auch JÜDISCHES LEBEN IN BAYERN, September 2014). Über einen weggeräumten Stolperstein auf dem Weg zu einer gelungenen Integration im Heiligen Land können sich unterdessen die Optiker freuen. Ihr Diplom (BTS) wir seit Kurzem endlich anerkannt.

Ein Frankeich ohne Juden ist kein Frankreich

Nichtsdestoweniger sind die o.g. Äußerungen von Jordan und François Wasser auf die

Mühlen des mit einer Jüdin verheirateten franko-spanisch-stämmigen Premierministers Manuel Valls, der dem sich bereits im Wahlkampf befundenen israelischen Premierminister entgegnete: „Ein Frankreich ohne Juden ist kein Frankreich!“ Wohl um einem diplomatischen Eklat zuvorkommen, relativierte Netanyahu am Abend seine Aussage: Selbstverständlich hätten Juden auch das Recht, in Frankreich zu leben.

Überraschenderweise finden sich unter den aktuellen Olim offenbar eher gesetzelte Menschen der mittleren Altersgruppe sowie Rentner. So Richard, 50, der sich kurzfristig mit Frau und zwei schulpflichtigen Kindern nach Israel verabschieden will: „Ich erkenne Frankreich nicht wieder.“ Und Danielle, 65, in der Auvergne geboren, versteht die Welt nicht mehr: „Damals, als ich jung war, kam der Islam literarisch, aufgeklärt rüber. Es gab keine Probleme zwischen Muslimen und Juden.“

Stellen demnach die Terrorakte vom Januar 2015, abgesehen vom verstärkten Trend zur Auswanderung, einen Wendepunkt dar? Für den Soziologen Jean-Ives Camus nicht. Er setzt einen solchen eher 2006 nach der Entführung Ilan Halimis an, dann u. U. einen weiteren nach den Attentaten von Toulouse und Montauban 2012. Dass die vier Todesopfer des Supermarktes Hyper Casher in Jerusalem beigesetzt wurden, muss im Kontext der Alijah-Diskussion gesondert betrachtet werden. GPN.

Georges Wolinski

„Humor ist der kürzeste Weg von einem Menschen zum andern.“ Diese Definition des Karikaturisten und Cartoonisten Georges Wolinski wurde, auf ihn selbst bezogen, auf tragischste Weise als allzu idealistisch widerlegt: Der 1934 in Tunis geborene Sohn eines polnisch-jüdischen Vaters und einer Franko-Italienerin gehört zu den Opfern des terroristischen Attentats auf das französische Satiremagazin Charlie Hebdo am 7. Januar.

Der ehemalige Chefredakteur (1970–1981) der aus der früheren Publikation *Hara-Kiri* hervorgegangenen Zeitschrift arbeitete zunächst in der Textilfabrik seines Schwiegervaters, bis er Ende der Fünfzigerjahre erste Zeichnungen veröffentlicht. 1968 vom „Journal du Dimanche“ entdeckt, schwankt er anfänglich zwischen unterschiedlichen Stilen, wird jedoch rasch durch seine expressiven Figuren so bekannt, dass ihn internationale Firmen wie IBM mit dem Entwerfen von Werbeplakaten beauftragen. Auf einem von ihnen schleudert die Figur einem Computer weiße Blätter mit dem Ausruf entgegen: „Da, guck wie du damit fertig wirst!“

Als ihm linksgerichtete Kollegen die Zusammenarbeit mit Unternehmen des kapitalistischen Systems vorwerfen, verteidigt er sich: „Ich nehme nur sehr wenige Aufträge dieser Art an und nur solche, die meiner Kreativität freien Lauf lassen.“

Davon, dass Wolinski im Übrigen Freigeist genug ist, sich nicht als ein Hassler der Rechten zu verstehen, zeugen zum einen die für ihn typische Doppeldeutigkeit der Figuren, zum andern die Tatsache, dass er gemeinsam mit dem Karikaturisten der konservativen Tageszeitung *Le Figaro*, Jacques Faizant, einen Comic-Strip herausgegeben hat. Was Wolinski allerdings nicht daran gehindert hat, seine emblematischen Typen, wie den in einen Hermelinmantel gehüllten und eine Krone tragenden „König der Blödmänner“ oder das Tandem aus einem selbstsicheren, dominierenden Dicken und einem schüchternen Dünnen (eine Art Dick und Doof), als dessen offizieller Zeichner für das kommunistische Presseorgan *L'Humanité* zu erfinden.

Die verstärkte Zustimmung, die Marine Le Pens islamkritische bis islamfeindliche Haltung unmittelbar nach den Pariser Ereignissen erfährt, hätte ihr Vater vehement verurteilt, wie Wolinskis Tochter Elsa, welche den Trauermarsch in Paris live kommentierte, dem „Figaro“ gegenüber verdeutlicht: „Ich möchte nicht, dass man danach Le Pen wählt, dann wären sie umsonst gestorben. Sie haben das Rechtsextreme ebenso bekämpft wie das Religiöse.“ GPN.

Neuer Mohalim-Verband

Dem schon seit drei Jahrhunderten existierenden britischen Modell der „Initiation Society“ folgend, wurde jetzt auch in Frankreich ein Verband der Mohalim gegründet. Die Idee lag seit einigen Jahren in der Luft, und der ehemalige französische Oberrabbiner Gilles Bernheim hatte bereits eine Arbeitsgruppe zum Thema ins Leben gerufen. Wegbereiter war außerdem, neben zwei Ärztereinigungen, Rambam und Amif, der heutige Exekutivdirektor der europäischen Rabbinerkonferenz Moshe Lewin, welcher sich einen Überblick darüber verschaffte, wie die Beschneidung in anderen Ländern reglementiert ist.

So gibt die englische Initiation Society ein Heft mit genau definierten Regeln heraus, welche die Mohalim einhalten müssen. Im Gegenzug kommen sie in den Genuss einer entsprechenden Versicherung. „In Frankreich sind Versicherungen dieser Art den medizinischen Berufen vorbehalten“, macht Rabbiner Lewin deutlich. „Da wir uns verpflichten, die gleichen Regeln einzuhalten wie die Initiation Society, ist die Versicherungsgesellschaft bereit, uns unter Vertrag zu nehmen.“

Konkret ändern werden sich dadurch einige Beschneidungspraktiken. Eine vorherige Blutuntersuchung wird zur Pflicht und die Benutzung nicht Halacha-konformen Operationswerkzeugs untersagt. Die Brit Mila bleibt für die Eltern, welche dem Mohel oder dem Verband freiwillig eine Spende zukommen lassen, kostenlos. Die Vereinigung hofft, einen Großteil von Frankreichs ca. 100 Mohalim als Mitglieder zu gewinnen. GPN.

Die Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz durch Soldaten der Roten Armee vor 70 Jahren stand im Mittelpunkt der Feierlichkeiten zum **Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus**. Zum Gedenkakt, durchgeführt vom Bayerischen Landtag und der Gedenkstättenstiftung, kamen neben Ministerpräsident Horst Seehofer und der Landtagspräsidentin Barbara Stamm auch Stiftungsdirektor Karl Freller, das Knesset-Mitglied Meir Sheerit, Max Mannheimer und andere Überlebende sowie zahlreiche Repräsentanten des öffentlichen Lebens in Bayern am 27. Januar in den Plenarsaal des Landtags. Der Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern wurde durch Vizepräsidentin Ilse Danziger vertreten. Höhepunkt der Feier waren Schüler des Otto-von-Taube-Gymnasiums aus Gauting. Sie gaben den anwesenden Überlebenden ein „Versprechen aus der jungen Generation“. Diese sehr eindrucksvolle Geste wollen wir hier zusammen mit Auszügen aus wichtigen Reden dokumentieren. Außerdem finden Sie in dieser DOKUMENTATION auch die Rede von Bundespräsident Joachim Gauck am 27. Januar im Deutschen Bundestag.

Ilse Danziger, Vizepräsidentin des Landesverbandes

Auschwitz – das ist die Metropole des Todes. Heute vor 70 Jahren wurde diese Metropole des Todes von Soldaten der Roten Armee befreit. Mehr als eine Million Men-

schen starben in den Gaskammern von Auschwitz.

Auschwitz, das größte deutsche Konzentrations- und Vernichtungslager auf polnischem Boden, ist zum Synonym für den Massenmord an den europäischen Juden geworden. Manche Historiker tendieren dazu, die NS-Zeit in Daten und Fakten zu beschreiben und damit auch die Schoa in Zahlen zu abstrahieren. Dagegen setze ich die Sichtweise der Opfer:

Sie liegt an der Wand und röchelt. Die Häftlinge vom Sonderkommando, die die Leichen auseinander zerren und die Gaskammer leeren müssen, finden sie: eine Sechzehnjährige, bedeckt von Toten. Sie tragen sie in einen Nebenraum und hüllen sie in einen Mantel. Noch nie war es vorgekommen, dass jemand die Vergasung überlebte. Auf seinem Kontrollgang wird ein SS-Oberscharführer auf die Gruppe aufmerksam. Einer der Häftlinge bitet für das Mädchen: Sie möge, sobald sie wieder zu Kräften gekommen sei, das Tor passieren und mit anderen Frauen zum Straßenbaukommando gehen dürfen. Aber der Wachmann schüttelt den Kopf. Die Kleine könnte reden. Er winkt seinen Kollegen herbei. Auch der zögert nicht. Genickschuss.

Als ihn der SS-Mann anbrüllt, vergisst Stasio seine Mütze abzunehmen, wie es die Lagervorschrift verlangt. Mit einem Hieb auf dem Kopf wirft der Scharführer den jungen Polen zu Boden und würgt ihn mit seiner Stiefelspitze so lange, bis ihm das Blut aus dem Mund strömt. Am Abend tragen die Kameraden Stasios Leiche auf einer Bahre zurück ins Lager. Das Ar-

beitskommando muss vollzählig sein. Es sind 19 Lebende und 1 Toter.

Zu Auschwitz gehört am Gedenktage aber auch die Frage der Aufarbeitung. Bis heute ist die „Akte Auschwitz“ nicht geschlossen. Unter großen Anstrengungen, ganz im Zeichen der Amnestiegesetze für die Täter in der jungen Bundesrepublik, gelang es Generalstaatsanwalt Fritz Bauer 1963 in Frankfurt den Auschwitzmördern den Prozess zu machen. 6500 Angehörige der SS-Wachmannschaften hatten den Krieg überlebt. In insgesamt 1060 Ermittlungsverfahren wurden ganze 29 Täter verurteilt. Erst 2011 urteilte die Justiz, in diesem Fall die 1. Strafkammer des Landgerichts München II, wie Fritz Bauer es von Anfang an sah: Beihilfe zum Mord begangen, wer die Tat willentlich fördert ...

Ausländerfeindlichkeit, Rassismus und Antisemitismus haben dieselben Wurzeln. Die Resonanz auf die öffentlichen Auftritte von Pegida sind Alarmzeichen für die kleine jüdische Minderheit in Deutschland wie für andere religiöse Minderheiten. Aber die Antennen für die jüdische Befindlichkeit und andere gefährdete Minderheiten sind empfindlicher als damals.

In vielen Städten Deutschlands, auch in Bayern, reagieren immer mehr Menschen und wachen auf, wenn Werte, die sie anerkennen und praktizieren, gefährdet sind: Gleichheit, Menschenwürde, freie Meinungsäußerung und Demokratie – die größten Errungenschaften der Menschheit.

Deshalb müsste sich jeder vernünftige Mensch fragen, ob es erträglich ist, dass Juden in

Schülerinnen und Schüler Students

des Otto von Taube Gymnasiums Gauting of Otto von Taube Gymnasium Gauting

Nele Buckel

Nele Buckel

Lea Feneberg

Lea Feneberg

Sofie-L. Griesbach

Sofie-Luise Griesbach

Katharina Groß

Katharina Groß

Moritz Hübner

Moritz Hübner

Carmen Kintrup

Carmen Kintrup

Tobias Klostermeier

Tobias Klostermeier

Laura Kraft

Laura Kraft

Isabel Linkert

Isabel Linkert

Katharina Naumann

Katharina Naumann

Benedikt Tusch

Benedikt Tusch

Max Stauffenberg

Maximilian Graf von Stauffenberg

Dominik Tusch

Dominik Tusch

Christina Wechner

Christina Wechner

Marie Zanzinger

Marie Zanzinger

Erinnern in Zukunft:

Remembering the past in the future:

Ein Versprechen aus der jungen Generation A pledge from members of the young generation

Wir stehen hier als junge Deutsche des 21. Jahrhunderts.
We stand here as young Germans of the 21st century.

Die deutsche Geschichte ist unsere Geschichte.
Germany's history is our history.

Im Namen Deutschlands ist unsägliches Unrecht geschehen und
Unspeakable injustice was committed in Germany's name and

Ihnen und Ihren Familien unbeschreibliches Leid zugefügt worden.
you and your families were subjected to unimaginable suffering.

Wir versprechen, alles daran zu setzen, dass dies niemals
We promise to do everything in our power to preserve the memory

vergessen wird und niemals wieder geschehen kann.
of what happened and prevent it from ever happening again.

München, den 27. Januar 2015
Munich, 27 January 2015

Europa beim Beten in der Synagoge bewacht werden müssen? Damit stellt sich gleichzeitig die Frage, was jeder tun kann, um diese Realität von Polizeischutz für Synagogen und Gemeindezentren überflüssig zu machen?

Karl Freller, MdL, Stiftungsdirektor

Gerade einmal ein Lebensalter ist es her, dass hier bei uns ein diktatorisches Regime eine Gesellschaft zu formen begann, die auf Ausschluss, Unterdrückung und Ermordung *der anderen* gründete, derer, die nicht mehr dazu gehören sollten:

Menschen, die sich gegen die NS-Barbarei zur Wehr setzten, im In- und Ausland – ich denke dabei auch an General Delpech und an Ihren Vater, Herr Präsident Dietz de Loos und Menschen, die nicht für ihr „Tun“, sondern allein für ihr „Sein“ verfolgt und ermordet wurden: Menschen mit Behinderungen, Menschen mit der vermeintlich falschen sexuellen Orientierung und ganze Gruppen von Menschen, wie das europäische Judentum, die als „Zigeuner“ diffamierten Roma und Sinti, die slawischen Völker...

Für mich sind 2014 einige Dämme gebrochen, die es dringend, mit aller Kraft und in größter demokratischer Gemeinsamkeit zu reparieren gilt:

Wir waren erschrockene Zeugen von Demonstrationen, auf denen widerwärtige, offen antisemitische Parolen skandiert wurden. Hier gilt es, Wissen zu transportieren über die tiefe Verwurzelung und Tradition des Judentums in Europa, in Deutschland, in Bayern. Die Gedenkstättenstiftung hat darum ihre Kooperationen mit jüdischen Kulturinstitutionen verstärkt. Gemeinsam leiden wir an dem Juden Hass, der sich immer wieder weltweit in Mord und Terror entlädt. Es soll nicht untergehen, dass in Paris nicht nur ein brutaler Anschlag auf die freie Presse verübt wurde, sondern in dem jüdischen Supermarkt bewusst fünf Menschen wegen ihres jüdischen Glaubens ermordet wurden, wie schon das Attentat von Toulouse im März 2012 einem jüdischen Lehrer und drei jüdischen Kindern das Leben kostete und im jüdischen Museum Brüssel im Mai 2014 ebenfalls vier Menschen umgebracht wurden. Zu Großdemonstrationen kam es seinerzeit leider nicht.



Erich Schneeberger



Übergabe der Urkunden durch die Gauginger Schüler. © Bildarchiv Bayerischer Landtag, Foto: Rolf Poss.

Passen wir auf, dass in Europa der Juden Hass nicht wieder hochwächst.

Und ... wir mussten 2014 den Beginn von Kundgebungen mit plumpen Schlagworten erleben, zu denen sich der rechte Rand mit Teilen der bürgerlichen Mitte zusammenfand. Hier müssen wir im Dialog bleiben, um nicht einen Teil der Bevölkerung aufzugeben, der von unterschiedlichen Ängsten getrieben sein mag, aber auf keinen Fall seine Antworten im Denken und in den Hetzparolen neobrauner Verführer ... finden darf. Für diese politischen Diskussionen und Dialoge bedarf es im Übrigen präziser Differenzierungen.

Es zeigt sich: Das notwendige Erinnern an die Abgründe in der deutschen Vergangenheit und an Gedenktagen wie dem heutigen erschöpft sich nicht im Blick zurück, sondern ist – im Gegenteil – zugleich auch immer ein Blick nach vorn, auf Gegenwart und Zukunft... Hören wir vor allem auch auf die Stimme der Zukunft, der Gauginger Schülerinnen und Schüler, die Israel bereist haben, die Israelis bei sich beherbergt und mit ihnen Freundschaften geschlossen haben. Sie besiegeln heute einen Generationenvertrag.

Ihr Versprechen wird uns alle überleben und damit den heutigen Gedenktakt weit ins neue Jahrtausend hinein wirksam sein lassen.

Erich Schneeberger, Vorsitzender des Landesverbandes Bayern Deutscher Sinti und Roma

Wir Sinti und Roma teilen mit den Juden das furchtbare Schicksal der systematischen Vernichtung im nationalsozialistisch besetzten Europa. Orte wie Auschwitz, Majdanek, Treblinka, Dachau, Buchenwald oder Bergen-Belsen stehen auch symbolhaft für den Holocaust an unserer Minderheit, dem europaweit eine halbe Million unserer Menschen zum Opfer fiel. Zahlreiche meiner Verwandten waren unter den Opfern; meine Eltern überlebten Auschwitz mit schweren Gesundheitsschäden.

Entgegen den von der NS-Propaganda verbreiteten Zerrbildern über „Zigeuner“ waren die in Bayern lebenden Sinti und Roma bereits lange vor der „Machtergreifung“ Hitlers als Nachbarn oder Arbeitskollegen in das gesellschaftliche Leben und in die lokalen Zusammenhänge integriert. Sie waren



Stiftungsdirektor Karl Freller

© Bildarchiv Bayerischer Landtag, Foto: Rolf Poss.

seit Generationen in diesem Land verwurzelt. Viele hatten im Ersten Weltkrieg in der kaiserlichen Armee gedient und hohe Auszeichnungen erhalten. Dennoch wurden Sinti und Roma nach 1933 ebenso wie Juden vom Säugling bis zum Greis unter rassenbiologischen Kriterien erfasst, entrechtet, getoisiert und schließlich in die Todeslager deportiert. Über 23.000 Sinti und Roma aus Deutschland und aus weiten Teilen Europas wurden ab Ende Februar 1943 in den Abschnitt B II e des Vernichtungslagers Auschwitz-Birkenau deportiert, von der SS als „Zigeunerlager“ bezeichnet. Fast neunzig Prozent der dort inhaftierten Menschen fie-

len dem Terror und den unmenschlichen Lebensbedingungen zum Opfer oder wurden im Gas erstickt...

Völlig unerträglich ist für uns, dass sich Sinti und Roma sowohl im Bundestagswahlkampf im Herbst 2013 wie auch im Europawahlkampf im Frühjahr 2014 einer bislang beispiellosen Hetzkampagne durch die NPD ausgesetzt sahen. Bundesweit wurden Angehörige unserer Minderheit durch Plakate und Flugblätter mit Slogans wie „Zigeunerflut stoppen!“ bedroht, ausgegrenzt und diffamiert. Fast 70 Jahre nach dem Holocaust darf es für solch eine öffentlich zur Schau gestellte Form der Menschenverachtung ge-

genüber einer Minderheit ... keinen Platz mehr geben ...

Minderheiten sind naturgemäß in einer schwachen Position. Wir sind auf das Funktionieren unseres Staates, unserer demokratischen Rechtsordnung angewiesen. Wir wissen, wenn unser Staat, unsere Rechtsordnung in Gefahr gerät, dann kann dies uns als Minderheit in unserer Existenz bedrohen. Gerade deshalb sind für uns die positiven Entwicklungen der letzten Jahre wichtig, dass etwa in Schleswig-Holstein Schutz und Förderung der Sinti und Roma als nationaler Minderheit in die Landesverfassung ... aufgenommen wurde.

Es gibt keine deutsche Identität ohne Auschwitz

Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus

Rede von Bundespräsident Joachim Gauck am 27. Januar 2015 im Deutschen Bundestag

Heute vor 70 Jahren wurde das Konzentrationslager Auschwitz durch Soldaten der Roten Armee befreit. Vor bald 20 Jahren versammelte sich der Bundestag erstmals, um mit einem Gedenktag an die Opfer des Nationalsozialismus zu erinnern. Die Erinnerung dürfe nicht enden, forderte damals Bundespräsident Roman Herzog. Und er sagte: „Ohne Erinnerung gibt es weder Überwindung des Bösen noch Lehren für die Zukunft.“

Viele prominente Zeitzeugen haben seitdem hier vor dem Hohen Haus geredet – Überlebende aus den Konzentrationslagern, aus den Ghettos oder dem Untergrund, auch Überlebende belagerter, ausgehungerner Städte. In bewegenden Worten haben sie uns teilhaben lassen an ihrem Schicksal. Und sie haben gesprochen über das Verhältnis zwischen ihren Völkern und den Deutschen, in dem nach den Gräueltaten der Nationalsozialisten nichts mehr war wie zuvor.

Erlauben Sie mir bitte, dass ich auch heute einen Zeitzeugen zu Wort kommen lasse, einen Zeitzeugen allerdings, der den Holocaust nicht überlebt hat. Seine Tagebücher aber sind überliefert und veröffentlicht, wenn auch erst 65 Jahre nach seinem Tod.

Ich spreche von Willy Cohn. Er stammte aus einer gut situierten Kaufmannsfamilie und unterrichtete an einem Breslauer Gymnasium. Er war ein orthodoxer Jude, tief verbunden mit deutscher Kultur und Geschichte, im Ersten Weltkrieg ausgezeichnet mit dem Eisernen Kreuz. Unter dem NS-Regime verlor Cohn seine Arbeit, er verlor Freunde und Verwandte durch Selbstmord und Ausreise. Er ahnte das Ende, als ihn Nachrichten von der Errichtung der Ghettos im besetzten Polen erreichten und von Massenerschießungen in Lemberg. Doch obwohl er all dies wusste, bewahrte sich Cohn eine nahezu unerschütterliche Treue zu dem Land, das ihm das seine schien. „Ich liebe Deutschland so“, schrieb er, „dass diese Liebe auch durch alle Unannehmlichkeiten nicht erschüttert werden kann. [...] Man muss loyal genug sein, um sich auch einer Regierung zu fügen, die aus einem ganz anderen Lager kommt.“

Cohns Loyalität, deren Unbedingtheit uns heute fast unbegreiflich erscheint, weil wir den weiteren Verlauf der Geschichte kennen, Cohns Loyalität wurde auf das Allerbitterste enttäuscht. Am 25. November 1941 verluden willige Helfer seine Familie in ei-

nen der ersten Züge, die Juden aus Breslau in den Tod deportierten. Tamara, die jüngste Tochter von Willy Cohn, war gerade drei Jahre alt. Vier Tage später hielt der SS-Standartenführer Karl Jäger fest, dass 2000 Juden im litauischen Kaunas mit Maschinengewehren erschossen worden seien.

Der deutsch-jüdische Schriftsteller Jakob Wassermann, der in den 1920er-Jahren zu den meistgelesenen Autoren in Deutschland gehörte, hatte bereits Ende des Ersten Weltkrieges desillusioniert geschrieben: Es sei vergeblich, unter das Volk der Dichter und Denker zu gehen und ihnen die Hand zu bieten. „Sie sagen“, schrieb er, „was nimmt er sich heraus mit seiner jüdischen Aufdringlichkeit? Es ist vergeblich, für sie zu leben und für sie zu sterben. Sie sagen: er ist Jude.“ Der Jude der Antisemiten, das war kein Wesen aus Fleisch und Blut. Er galt als das Böse schlechthin und diente als Projektionsfläche für jede Art von Ängsten, Stereotypen und Feindbildern, manchmal sogar solcher, die sich gegenseitig ausschließen. Allerdings ist in seinem Judenhass niemand so weit gegangen wie die Nationalsozialisten. Mit ihrem Rassenwahn machten sie sich zu Herren über Leben und Tod.

Diese sogenannten „Herrenmenschen“ schreckten auch nicht davor zurück, angeblich „unwertes“ Leben zu vernichten, Menschen zu sterilisieren und den politischen Gegner aus-

zuschalten. Sie alle wurden Opfer des nationalsozialistischen Säuberungswahns: Sinti und Roma, die slawischen Völker, Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter, Homosexuelle, Menschen mit Behinderungen, Kommunisten, Sozialdemokraten, Gewerkschafter, widerständige Christen, unter ihnen die Zeugen Jehovas und alle anderen, die sich dem staatlichen Terror widersetzen.

Was uns aber am meisten entsetzt: Nie zuvor hat ein Staat ganze Menschengruppen so systematisch stigmatisiert, separiert und vernichtet: in so großer Zahl, mit eigens geschaffenen Todeslagern und einer präzise durchorganisierten, unerbittlichen und hocheffizienten Tötungsmaschinerie – so wie es in Auschwitz geschehen ist, das zum Symbol des Holocaust wurde. So wie in den übrigen Vernichtungslagern im besetzten Polen: Treblinka, Majdanek, Belzec, Sobibor und Kulmhof. In anderen Lagern wurden die Menschen durch Hunger, Zwangsarbeit und unmenschliche Grausamkeiten dahingerafft. Und Zehntausende wurden bei Massenerschießungen in den eroberten Gebieten des Ostens erschossen und in Massengräbern verscharrt: Kamenez-Podolsk, Babi Jar.

Es waren die Truppen der Alliierten, die diesem Morden bei ihrem Vormarsch ein Ende bereiteten. Die Vernichtungslager im Osten wurden von den Sowjetsoldaten befreit. Vor ihnen, die allein bei der Befreiung von Auschwitz 231 Kameraden verloren, verneigen wir uns auch heute in Respekt und Dankbarkeit.

Gedenktage führen eine Gesellschaft zusammen in der Reflexion über die gemeinsame Geschichte. Denn ob wir es nun wollen oder nicht: Einschneidende Ereignisse hinterlassen ihre Spuren – bei den Akteuren und Zeitzeugen, aber auch bei den nachfolgenden Generationen.

Eine der wichtigsten Lehren aus dem Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit lautet zweifellos, dass Verschweigen offenkundiges Verbrechen und offenkundige Schuld nicht tilgt. Das erlebten West- wie Ostdeutsche in einem ganz unterschiedlichen Umfeld, im Kern jedoch auf ähnliche Weise. Gleich nach dem Krieg stand der Wiederaufbau im Vordergrund. In den Jahren des Wirtschaftswunders schauten im Westen zu viele Menschen nur nach vorn, und zu wenige auch zurück. NS-Verbrechen verfolgte die Justiz nur schleppend und in Einzelfällen. Mochten



einzelne Intellektuelle und Schriftsteller, Widerständler und Opfer des Regimes die NS-Zeit durchaus thematisieren, mochten einzelne Filme, Romane und Tagebücher auch auf jüdische Schicksale verweisen – etwa das von Anne Frank –, so blieb die Mehrheit davon doch unberührt. Sie schottete sich ab und schützte sich vor Schuld- und Schamgefühlen, indem sie vielfach Erinnerung verweigerte. All das ist heute ganz schwer zu verstehen. Insbesondere auch, dass oft Selbstmitleid an die Stelle von Empathie und Sympathie mit den Opfern getreten war.

Im Rückblick ist es beschämend, dass aus den Opfern von einst dann Bittsteller wurden – beschämend, wenn bei Entschädigungen das Leiden von Opfern der Deutschen weniger wert war als das Leiden deutscher Opfer. Die Bevölkerung der jungen Bundesrepublik kannte wenig Mitgefühl mit den Opfern der nationalsozialistischen Gewalt. Und das Wiedergutmachungsabkommen mit Israel war in der Öffentlichkeit keineswegs populär damals. Das Schweigen wurde erst allmählich durchbrochen, als Ende der 1950er-Jahre größere Prozesse gegen die nationalsozialistischen Täter begannen – der Ulmer Einsatzgruppenprozess, der Prozess gegen Adolf Eichmann, die Auschwitz-Prozesse. Sie machten das Ausmaß der Verbrechen sichtbar. Auf Betreiben des unerschrockenen hessischen Generalstaatsanwalts berichteten Hunderte von Zeugen über Gräueltaten, die belegten, dass es ein ganzes System der Vernichtung gab, ein System, das viele nicht für vorstellbar gehalten hatten. Zwar war das Erschrecken in der Öffentlichkeit groß. Aber eine wirkliche umfassende Betroffenheit stellte sich immer noch nicht ein. Die meisten Deutschen sprachen sich selbst frei, indem sie Schuld und Verantwortung einer kleinen Zahl von Fanatikern und Sadisten zuschrieben – Hitler und seiner allernächsten Umgebung. Die übrigen galten als angeblich hilflose Rädchen in einem Getriebe, als reine Befehlsempfänger, die gezwungen waren, auszuführen, was ihnen im Grunde genommen fremd gewesen sei.

Die juristische Aufarbeitung sollte letztlich sehr unbefriedigend bleiben. Sehr viele Richter und Staatsanwälte waren an verantwortlichen Stellen des nationalsozialistischen Regimes tätig gewesen. Sie sahen keinen Bedarf für Strafverfolgung oder relativierten die strafrechtliche Verantwortung.

Anders hingegen verhielt es sich dann mit der selbstkritischen Reflexion. In den 1960er-Jahren setzten Intellektuelle wie Alexander und Margarete Mitscherlich fort, was Hannah Arendt schon früher begonnen hatte. Sie fragten auch nach der Mitschuld des „kleinen Mannes“, der sich einem verbrecherischen Führer verschrieben hatte und dann für die Folgen keine Verantwortung übernehmen wollte. Erst da gewannen die Auseinandersetzungen mit den Verbrechen größere gesellschaftliche Bedeutung. Vorangetrieben und unterstützt durch eine wachsende Zahl kritischer Intellektueller, Künstler und Studenten lernten die Westdeutschen langsam zu akzeptieren, dass es auch ganz „normale“ Männer und Frauen gewesen waren, die ihre Menschlichkeit, ihr Gewissen und ihre Moral verloren hatten: oft Menschen aus der nächsten Nachbarschaft, sogar Freunde und Mitglieder der eigenen Familie.

Mit der Fernsehserie „Holocaust“ Ende der

1970er-Jahre erschloss sich einer wirklich breiten Öffentlichkeit schließlich die Perspektive der Opfer. Nie zuvor hatten sich – in West und Ost und obwohl vorher zahlreiche wissenschaftliche Publikationen erschienen waren – so viele Deutsche dem Schicksal einer jüdischen Familie gestellt. Niemals zuvor hatten sich so viele so tief davon berühren lassen. Ich weiß das auch aus meinem eigenen Umfeld, im Osten, wo ich lebte.

Seit jener Zeit ist das Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus zu einem festen Bestandteil unseres Selbstverständnisses geworden. Jede Generation, ja jedes Jahrzehnt hat sich dieses Themas auf eigene Weise vergewissert – oft in heftigen Debatten. Ich erinnere an den Historikerstreit oder an die Auseinandersetzung um das Holocaust-Mahnmal. Und weil auch künftige Generationen ihren eigenen Zugang suchen und finden werden, bin ich sicher, dass die Erinnerung an die Verbrechen aus der nationalsozialistischen Zeit lebendig bleiben wird.

Nun ein Blick auf den anderen Teil Deutschlands. Ich weiß zwar, dass die junge DDR viele Menschen an sich zu binden verstand, weil sie als das antifaschistische, also das bessere Deutschland galt. Viele von denen, die belastet waren, wurden tatsächlich durch Kommunisten und Antifaschisten ersetzt. Antifaschistische Lektüre und antifaschistische Filme bewegten zu Mitgefühl mit ermordeten Widerstandskämpfern. Loyalität gegenüber der DDR erschien als moralisches Gebot.

„Die DDR, mein Vaterland /
ist sauber immerhin
Die Wiederkehr der Nazizeit /
ist absolut nicht drin“,

so dichtete Wolf Biermann noch in den 1960er-Jahren.

Der staatliche Antifaschismus der DDR diente allerdings auch als Ersatz für eine fehlende demokratische Legitimation. Und indem er die Gesellschaft pauschal von der rechtlichen und moralischen Verantwortung für den Nationalsozialismus freisprach, beförderte er auch das Verdrängen von Versagen und Schuld, auch des sogenannten „kleinen Mannes“.

Er ersparte ihm die Selbstreflexion und ermöglichte dem Belasteten und teilweise sogar noch dem Schuldigen, sich auf die Seite der Guten zu schlagen, zu den antifaschistischen Siegern. Das Gedenken galt zudem fast nur den Widerstandskämpfern. An die jüdischen Opfer, die aus Gründen der Rassenideologie ausgelöscht worden waren, erinnern die Gedenkstätten im Osten Deutschlands angemessen erst seit dem Untergang der DDR.

Die „zweite Schuld“, von der Ralph Giordano sprach, also der Unwille, sich der Aufarbeitung der Verbrechen zu stellen und die Opfer zu entschädigen, diese zweite Schuld gab es also in Deutschland zwei Mal – in der frühen Bundesrepublik wie auch in der DDR. Im Laufe der Zeit hat die Bundesrepublik, auch die wiedervereinigte, die Konfrontation mit den Verbrechen der Vergangenheit zu einem Kernbestand ihrer Geschichtserzählung gemacht. Auch dadurch ist sie zum glaubwürdigen Partner für ein friedvolles und gleichberechtigtes Zusammenleben von Bürgern und Nationen geworden, akzeptiert sogar von vielen Opfern und ihren Nachkommen. So haben in den 1990er-Jahren Abertausende von Juden aus der ehemaligen Sowjetunion

die jüdischen Gemeinden in Deutschland belebt und neue gegründet, weil sie an dieses Deutschland glauben. Und der frühere israelische Staatspräsident Shimon Peres hat hier an dieser Stelle von der einzigartigen Freundschaft zwischen Deutschland und Israel gesprochen. Ohne den Blick zurück, ohne die Bereitschaft zu wirklicher, ernsthafter Aufarbeitung schuldhafter Vergangenheit wäre uns dieses Geschenk nicht zuteil geworden.

Zugleich wissen wir auch: Gedenktage können zu einem Ritual erstarren, sogar zu einer leeren Hülle, gefüllt mit stets gleichen Beschwörungsformeln. Wir wissen auch: Gedenktage allein bewahren uns nicht davor, im Hier und Heute gleichgültig zu werden.

Ich erinnere mich an eine Feier anlässlich des 60. Jahrestages der Befreiung des Konzentrationslagers Sachsenhausen. Zu den Rednern damals gehörte Thomas Buergenthal: Mit knapp elf Jahren hatte er den Todesmarsch von Auschwitz nach Sachsenhausen überlebt, nach dem Krieg war er in die Vereinigten Staaten emigriert, hatte sich als Jurist auf Völkerrecht und Menschenrechte spezialisiert und war als Richter beim Internationalen Gerichtshof an der Verfolgung von Völkermord beteiligt.

Mir sind seine Worte sehr nachgegangen, denn er konfrontierte das Auditorium mit einer unbequemen Wahrheit. Was ist es wert, so fragte Buergenthal, dieses „Nie wieder“, das zentrale Versprechen nach Auschwitz? Gab es nicht – so Buergenthal damals – Kambodscha, Ruanda, Darfur? Gab es nicht – so könnten wir hinzufügen – Srebrenica? Und gibt es nicht heute Syrien und Irak und all die anderen Schreckensorte? Auch wenn hier die Verbrechen nicht die Dimension nationalsozialistischen Mordens erreichten und erreichen, so sei es doch schrecklich entmutigend, erklärte Thomas Buergenthal, und ich zitiere, „wenn Genozid und Massenmord fast Routine werden“. Wenn die Welt „Nie wieder“ erkläre, aber „die Augen vor dem nächsten Genozid“ verschließe.

Gestatten Sie mir, nicht einfach bei der Konsultation dieser beunruhigenden und bedrückenden Tatsache stehenzubleiben, sondern einmal weiter nachzufragen: Sind wir denn bereit und sind wir fähig zur Prävention, damit es gar nicht erst zu Massenmorden kommt? Sind wir überhaupt imstande, derartige Verbrechen zu beenden und sie zu ahnden? Fehlt manchmal nicht auch der Wille, sich einzusetzen gegen solche Verbrechen gegen die Menschlichkeit?

Es ist ein großer Erfolg, dass Völkermord seit 1948 verfolgt werden kann, nämlich seit der Verabschiedung der UN-Konvention über die Verhütung und Bestrafung des Völkermordes. Internationale Strafgerichtshöfe sind mehrfach tätig geworden. Sie können gegen jene ermitteln, die danach trachten, „eine nationale, rassische, religiöse oder durch ihr Volkstum bestimmte Gruppe als solche ganz oder teilweise zu zerstören“.

Zugleich konfrontiert uns die Entwicklung aber auch mit der bitteren Erkenntnis, dass Strafe nur selten abschreckend wirkt und Prävention bislang selten rechtzeitig erfolgte. Ist die mörderische Dynamik dann erst einmal in Gang gesetzt, ist sie nur schwer zu stoppen. Oft ist Hilfe sogar unmöglich. Weil wir nicht allmächtig sind, haben wir zu leben mit der moralischen Bürde, das Leben von Menschen nicht immer und überall schützen

zu können. Ebenso wenig, wie der Schalom, der Zustand der ewigen und umfassenden Glückseligkeit, jemals auf Erden zu erreichen ist, wird sich das „Nie wieder“ gänzlich erfüllen. Aber als moralisches Gebot, als innerer Kompass, bleibt es dennoch unverzichtbar. Denn das Streben nach friedlichem und gerechtem Zusammenleben von Menschen und Völkern ist eine wichtige, ja wohl die wichtigste Richtschnur im Zusammenleben der Völker. Eine wichtige Richtschnur unseres Handelns. Und wenn wir das Unheil schon nicht gänzlich zu bannen vermögen, so sind wir doch angehalten, es zu ächten und dafür zu arbeiten, dass es nicht soweit kommen kann.

Gewiss werden nachfolgende Generationen neue Formen des Gedenkens suchen. Und mag der Holocaust auch nicht mehr für alle Bürger zu den Kernelementen deutscher Identität zählen, so gilt doch weiterhin: Es gibt keine deutsche Identität ohne Auschwitz. Die Erinnerung an den Holocaust bleibt eine Sache aller Bürger, die in Deutschland leben. Er gehört zur Geschichte dieses Landes. Und es bleibt etwas Spezifisches: hier in Deutschland, wo wir täglich an Häusern vorbeigehen, aus denen Juden deportiert wurden; hier in Deutschland, wo die Vernichtung geplant und organisiert wurde; hier ist der Schrecken der Vergangenheit näher und die Verantwortung für Gegenwart und Zukunft größer und verpflichtender als anderswo.

In manchem Gespräch und in mancher Studie begegnet mir die Befürchtung, das Interesse der jungen Generation an den nationalsozialistischen Verbrechen, es werde schwinden. Ich teile diese Sorge nicht, bin mir aber bewusst, dass sich die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit weiter verändern wird und auch verändern muss. Viele Zeitzeugen hatten die Vergangenheit verdrängt und ihre Kinder die Verdrängung beklagt. Dann kommt die Enkelgeneration. Und bei den Enkeln zeigt sich jetzt, dass so etwas wie eine zunehmende Distanz durchaus auch ein Vor-

teil sein kann. Die Jungen können sich der schambehafteten Vergangenheit oft offener und uneingeschränkter stellen. Es überrascht immer wieder, in welchem Maße gerade Enkel und Urenkel verschüttete, tabuisierte Familiengeschichten erforschen, die jüdische Vergangenheit ihrer Wohnhäuser und Stadtteile erkunden und sich in Biographien von Verfolgten und Verfolgern versenken. Und wie sie in Menschen, die Juden retteten, nicht allein moralische Vorbilder sehen, sondern auch den Gegenbeweis zu der alten These: Man hätte ja nichts tun können!

Selbst wenn wir in Zukunft auf die Begegnung mit Zeitzeugen verzichten müssen, so muss die emotionale Betroffenheit nicht verloren gehen. Auch Angehörige der dritten und vierten Generation, auch Menschen ohne deutsche Wurzeln fühlen sich tief berührt, wenn sie etwa in Auschwitz auf Koffern der Ermordeten die Namen ihrer einstigen Besitzer entdecken. Wenn sie in der verlorenen Weite von Birkenau auf die Reste der gesprengten Krematorien stoßen. Wenn sie das „Tagebuch der Anne Frank“ lesen oder den Film „Der Pianist“ sehen. Wir erleben immer wieder, dass Autobiographien, Dokumentationen, Spielfilme, Interviews mit Überlebenden oder Besuche an den ehemaligen Stätten des Grauens auch jungen Menschen vergangenes Leid erschließen und ihre Seelen öffnen.

Betroffenheit stellt sich auch nicht nur bei jungen Menschen ein, die einen familiären Bezug zur nationalsozialistischen Vergangenheit haben. Betroffen reagieren auch Menschen, die in der deutschen Geschichte erkennen, was menschenmöglich ist, und dass sich Menschenfeindlichkeit, Fanatismus und Mordbereitschaft in anderem Gewand anderswo wiederholen können.

„Das haben Menschen Menschen angetan“. Auf diesen so einfach wie erschreckenden Nenner brachte die polnische Schriftstellerin Zofia Nałkowska, was sie als Mitglied einer

internationalen Untersuchungskommission unmittelbar nach der Befreiung in den Konzentrationslagern gesehen hatte. Diese universelle Dimension des Holocaust ließ die Vereinten Nationen 2005 den Internationalen Tag des Gedenkens an die Opfer des Holocaust beschließen – als eine Verpflichtung des Menschen gegenüber dem Menschen.

Der Holocaust als Menschheitsverbrechen – diesen Weg der Annäherung haben auch Eingewanderte, selbst wenn sie sich nicht oder noch nicht als Deutsche fühlen. Dieser Weg ist nicht immer leicht, auch nicht selbstverständlich. Manche Einwanderer erlitten in ihren Herkunftsländern selbst Verfolgung. Manche kommen aus Ländern, in denen Antisemitismus und Hass auf Israel verbreitet sind. Wo derartige Haltungen bei Einwanderern nachwirken und die Wahrnehmung aktueller Ereignisse bestimmen, haben wir ihnen beharrlich die historische Wahrheit zu vermitteln und sie auf die Werte dieser Gesellschaft zu verpflichten.

Wir alle, die Deutschland unser Zuhause nennen, wir alle tragen Verantwortung dafür, welchen Weg dieses Land gehen wird. Eine junge Frau aus einer Einwandererfamilie hat es in einem privaten Brief wunderbar formuliert: „Ich habe keine deutschen Vorfahren, aber ich werde deutsche Nachfahren haben. Und die werden mich zur Rechenschaft ziehen, wenn heute Ungerechtigkeiten und Unmenschlichkeiten auf unserem Boden ausgeübt werden“. Hier ist jemand eingetreten in eine Verantwortungsgemeinschaft, die nicht aus einer Erfahrungsgemeinschaft herrührt. Aber wir finden uns wieder in einem gemeinsamen Willen.

Solange ich lebe, werde ich darunter leiden, dass die deutsche Nation mit ihrer so achtsamen Kultur zu den ungeheuerlichsten Menschheitsverbrechen fähig war. Selbst eine noch so überzeugende Deutung des schrecklichen Kulturbruchs wäre nicht instande, mein Herz und meinen Verstand zur Ruhe zu bringen. Denn da ist ein Bruch eingewebt in die Textur unserer nationalen Identität, der im Bewusstsein quälend lebendig bleibt. Wer „in der Wahrheit leben“ will, wird dies niemals leugnen.

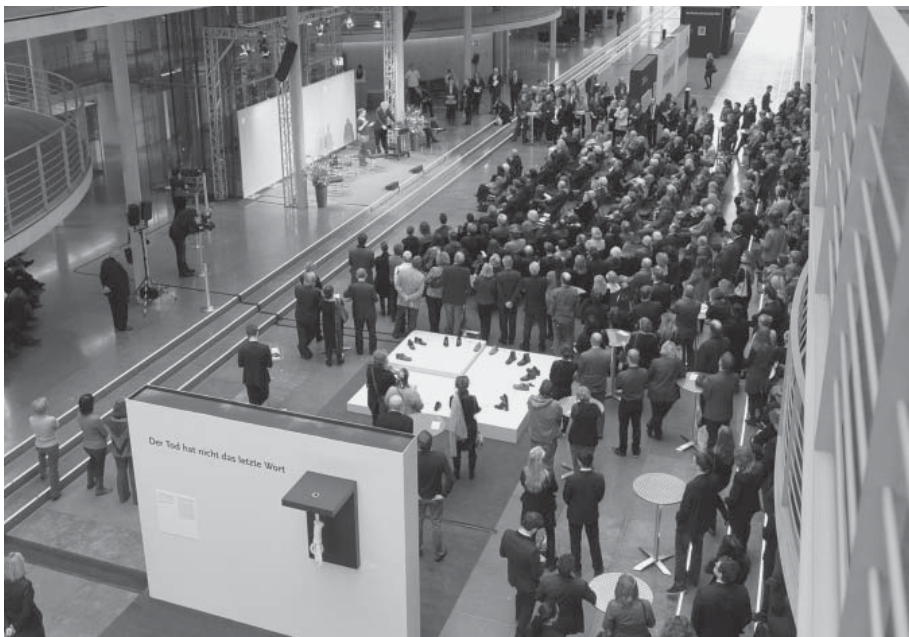
Und doch können wir nach den dunklen Nächten der Diktatur, nach aller Schuld und später Scham und Reue ein taghelles Credo formulieren.

Wir taten es, als wir dem Recht seine Gültigkeit und seine Würde zurückgaben. Wir taten es, als wir Empathie mit den Opfern entwickelten. Und wir tun es heute, wenn wir uns jeder Art von Ausgrenzung und Gewalt entgegenstellen und jenen, die vor Verfolgung, Krieg und Terror zu uns flüchten, eine sichere Heimstatt bieten.

Die moralische Pflicht, die auf uns liegt, erfüllt sich nicht nur im Erinnern. In uns existiert auch eine tiefe und unauslöschliche Gewissheit: Aus diesem Erinnern ergibt sich ein Auftrag.

Er sagt uns: Schützt und bewahrt die Mitmenschlichkeit. Schützt und bewahrt die Rechte eines jeden Menschen.

Und das sagen wir gerade in Zeiten, in denen wir uns in Deutschland erneut auf das Miteinander unterschiedlicher Kulturen und Religionen zu verständigen haben. Die Gemeinschaft, in der wir alle leben wollen, wird nur dort gedeihen, wo die Würde des Einzelnen geachtet wird und wo Solidarität gelebt wird.



Bundestagsvizepräsidenten Claudia Roth, Bündnis 90/Die Grünen, und Peter Hintze, CDU/CSU, eröffnen im Paul-Löbe-Haus zwei Ausstellungen zu den Themen: „Der Tod hat nicht das letzte Wort – Niemand zeugt für den Zeugen“ und „Zeichnen gegen das Vergessen“. Beide fanden aus Anlass des 70. Jahrestages der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz statt. Unter den Gästen waren der Künstler und Auschwitz-Überlebende Yehuda Bacon und der Maler und Fotograf Manfred Bockelmann.

© Deutscher Bundestag/Achim Melde

Neues Mitglied: Israelitische Gemeinde Nürnberg

Willkommen im Landesverband

Mit der neuen Mitgliedschaft der Israelitischen Kultusgemeinde Nürnberg sind seit dem vergangenen Jahr wieder, bis auf München, alle bayerisch-jüdischen Gemeinden unter dem Dach des Landesverbandes der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern zusammengeschlossen. Damit vertritt diese Dachorganisation auf überregionaler Ebene die gemeinschaftlichen Interessen von zwölf bayerischen Gemeinden mit knapp 10.000 Mitgliedern. Darüber freut sich auch Verbandspräsident Dr. Schuster: „Nürnberg war ja früher schon Mitglied in unserem Verband. Dass die Gemeinde nun wieder eingetreten ist, das freut mich ganz besonders. Nürnberg ist ja eine alte und bedeutende Gemeinde“, sagt Dr. Schuster, „und für beide ist es eine Win-win-Situation. Neue Mitglieder stärken den Verband und die neue Gemeinde kann nun an unseren Aktivitäten partizipieren.“

Der „Judenstein“ in der Synagoge in der Johann-Priem-Straße 20 ist Zeugnis einer Gemeindegeschichte mit mittelalterlichen Anfängen und eine Gedenktafel erinnert auch an die Schoa-Opfer, „unter denen sich ca. 1700 Mitglieder der Nürnberger Gemeinde befinden.“

Die neue Nachkriegsgemeinde entstand bereits im Sommer 1945. Die erste Mitgliederversammlung wählte am 16. Dezember 1945 Dr. Julius Nürnberger zum Vorsitzenden und die ersten ehrenamtlichen Vorbeter waren Julius Ceslanski, Baruch Auerbach und Albert Ehrhardt. Ab 1972 leitete Arno Hamburger die Gemeinde, die am 8. September 1984 ein neues Gemeindezentrum eröffnen konnte.

Heute hat die Gemeinde 2050 Mitglieder. Im Mittelpunkt der Gemeindearbeit stehen



Rudi Ceslanski, Vorsitzender der IKG Nürnberg.

die Gottesdienste am Schabbat und an allen jüdischen Feiertagen, durchgeführt von zwei eigenen Kantoren. Darüber hinaus organisiert die Gemeinde unter anderem den Religionsunterricht, ein Jugendzentrum und Schachkurse. Auch die Sozialarbeit, Sprachkurse und ein Frauenclub haben einen festen Platz im Gemeindeleben. Nutzen können die Mitglieder auch eine Mikwe und eine Bibliothek. Daneben betreibt die Gemeinde mit dem Adolf-Hamburger-Heim ein eigenes Pflege- und Seniorenheim.

Zur Zeit wird ein Umbau bzw. eine Erweiterung des Gemeindezentrums zu einer religiösen Begegnungsstätte realisiert. Der Neubau für 270 Personen soll im Dezember 2015 eingeweiht werden. „Wir sind auf allen Gebieten eine sehr aktive Gemeinde“, sagt Rudi Ceslanski, seit September 2013 als Nachfolger von Arno Hamburger Vorsitzender der IKG Nürnberg.

Benno Reicher



Das Pflege- und Seniorenheim der Gemeinde.



Der „Judenstein“ in der Synagoge.



Die Synagoge.

Nachruf für Michael Schneeberger

Man hätte ihn für die Reinkarnation eines fränkischen Juden der Zeit vor der Schoa halten können. Wüsste man es nicht besser: Dass es dieses spezifische Judentum, diesen Typus eines fränkischen Landjuden nicht mehr gibt. Und dass Michael Schneeberger am 6. April 1949 als Nichtjude geboren wurde.

Und doch, seine gelebte Jüdischkeit, sein unüberhörbarer fränkischer Akzent bekräftigen dieses Bild. Er hat, nach Jahren an verschiedenen Orten und vielleicht auch Jahren einer Sinnsuche, während eines langen Israel-Aufenthaltes Ende der 1970er-Jahre die jüdische Religion für sich als richtig erkannt und ist zum Judentum übergetreten. Der Plan, sein zukünftiges Leben in Israel zu verbringen, scheiterte jedoch an massiven gesundheitlichen Problemen. Die sollten ihn auch für den Rest seines Lebens begleiten: Alles, was er erreicht hat, musste er seinem Körper abtrotzen. Er kehrte nach Deutschland, nach Kitzingen in Unterfranken zurück und begann hier sein Judentum zu leben und zu gestalten. Als tief religiöses und treues Mitglied der Israelitischen Kultusgemeinde Würzburg und Unterfranken brachte er sich in das Leben der Gemeinde ein. Zugleich begann er, sich mit den Überresten des fränkischen Judentums in seiner Region zu befassen. Seine Religion zu leben und die Spuren der jüdischen Menschen in der Region, in Unterfranken und darüber hinaus aufzudecken und den Kontakt mit den Vertriebenen herzustellen, wurde zum Mittelpunkt und zur Selbstverpflichtung seines Lebens.

Viele haben von seinem Engagement profitiert – doch Preise, Medaillen und Ehrungen hat Michael Schneeberger bis auf eine Ehrenurkunde des Kitzinger Vereins (2011) nicht erhalten. Er war zu bescheiden, um für sich und seine Arbeit zu trommeln. Und er konnte ein konsequenter, unbequemer Mahner sein, der sich nicht in den Mittelpunkt stellte oder anbot, um geehrt zu werden. Erst jetzt, nach seinem Tod, hat der Kitzinger Stadtrat einstimmig beschlossen, eine Gedenkplatte in der Kitzinger Synagoge zu seiner Würdigung anzubringen. Eine posthume Ehrung durch das Land Bayern zu erwarten, wäre auch nicht völlig vermessen.

Das erste große Projekt, dem sich Michael Schneeberger verschrieb, war der Kampf um den Wiederaufbau und die Neunutzung der 1938 zerstörten Synagoge vor Ort. 1982 gehörte er zu den Gründern des „Fördervereins ehemalige Synagoge Kitzingen“ und konnte nach harter politischer Überzeugungsarbeit 1993 die restaurierte Synagoge mit einweihen. Sie wird seitdem von der Stadt, der VHS und dem Verein für kulturelle Zwecke genutzt.

Ausgelöst durch den Wunsch israelischer Freunde widmete sich Schneeberger seit 1985 der jüdischen Familienforschung. Weit mehr als 500 kleinere und größere Rechercheprojekte führte er meist im Auftrag von Angehörigen oder Nachkommen durch, denen vom Ausland aus die Möglichkeiten und zunehmend die sprachlichen Kompetenzen dafür fehlten. Die Kontakte zu den Menschen und ihren Familien sowie die Querverbindungen, die sich daraus ergaben, wurden zu einer wichtigen Quelle seiner Arbeit und ermöglichten ihm, auch in seinen publizierten Dar-



stellungen immer nah an den Menschen und ihrem Schicksal zu bleiben.

Schneeberger war ein Autodidakt, der sich der Heimat- und Familienforschung mit hoher Kompetenz und akribischer wissenschaftlicher Arbeitsweise gewidmet hat – durchaus keine Selbstverständlichkeit. Und er sah, ebenfalls nicht selbstverständlich, bei aller Bedeutung der aktuellen Erinnerungskultur, den gesamten Zeitraum der jüdischen Geschichte, nicht nur die Zeit der Verfolgung unter der NS-Herrschaft. Seine Fähigkeiten zum Quellenstudium und seine profunden Kenntnisse der jüdischen Religion und Kultur ließen ihn zum gefragten Experten und überdies Referenten für eine Vielzahl von Veranstaltungen werden. Und doch hatte er – vermutlich aus leidvoller Erfahrung – Respekt, wenn nicht Angst vor akademisch gebildeten Historikern und hielt sich zu ihnen meist auf Distanz. Erst heute beginnen deren Vertreter zu begreifen, wie innovativ Schneebergers Form der Erinnerung an die Menschen war, die vertrieben und ermordet wurden.

Eine gesicherte Existenz konnte Schneeberger sich mit seinen Arbeiten nicht aufbauen. Er wird verschiedentlich als „Lebenskünstler“ bezeichnet. Für ihn hatte seine Selbstverpflichtung oberste Priorität. So war es eine Genugtuung und Anerkennung, dass er wenigstens für etwa zehn Jahre ab 2002 einen Arbeitsvertrag durch das Ephraim-Gustav-Hoenlein-Genealogie-Projekt der Ronald S. Lauder-Foundation erlangen konnte.

Abgesehen von den über seine Heimatregion hinaus weisenden genealogischen Forschungen, für die er Archive im In- und Ausland besuchte, konzentrierte er seine Forschungen vor allem auf Kitzingen und sein Umland. Der jüdische Gebietsfriedhof in Rödelsee, dessen Verfall er hautnah miterleben musste, war ihm dabei ein zentrales Anliegen. Denn auch hier ließen sich die Spuren der jüdischen Menschen aus Kitzingen und der Region auffinden.

Zusammen mit dem Fotografen Christian Reuther führte er ein herausragendes, deutschlandweit wahrgenommenes historisch-künstlerisches Projekt durch: bei Nacht

und im Scheinwerferlicht aufgenommene Großfotografien einiger, z.T. bereits stark verwitterter oder zerstörter Grabsteine wurden der Geschichte der dort bestatteten Personen und ihrer Familien gegenübergestellt. Die Ausstellung war seit 1993 u.a. in Berlin und in Kassel zu sehen, ein Katalog erschien. Dieses Projekt reihte sich ein in Schneebergers Hauptthema der Erinnerung an die jüdischen Familien in Kitzingen. Hierfür stellte er 1996 eine erste Fassung eines Memorbuches her, dessen Endfassung schließlich 2011 in Kooperation mit weiteren Autoren parallel in deutscher und in englischer Sprache im Druck erschien. Es reicht weit über das hinaus, was andernorts unter diesem Titel vorgelegt wird, denn es umfasst nicht nur Biographien der Ermordeten, sondern auch solche aller anderen in Kitzingen geborenen oder ansässigen Familien, einschließlich der Personen, die die Lager überlebten, und derjenigen, denen die Flucht gelang. Wertvoll ist es auch deshalb, weil so viele persönliche Zeugnisse in dieses Buch eingeflossen sind.

Die jüdischen Landgemeinden in Bayern stellten schließlich seinen dritten Arbeitsschwerpunkt dar. Seit 2002 veröffentlichte er in dieser Zeitschrift eine Serie dazu: In fast jedem Heft sind seitdem insgesamt 37 Artikel zu je einer oder mehreren Landgemeinden in Bayern erschienen, deren Quellen ausführlich nachgewiesen sind. Es wäre so gut gewesen, wenn Michael Schneeberger noch die Lebenszeit vergönnt gewesen wäre, auch hier weiterzumachen. Daneben erschienen einzelne weitere Aufsätze von ihm zu Familien und Gemeinden in Obernbreit, Marktbreit, Heidingfeld und Obernzenn.

Das breite Wissen von Michael Schneeberger können wir nun nicht mehr befragen. Doch er hat die Ergebnisse seiner Recherchen akribisch aufgezeichnet und abgeheftet. Diese Sammlung wird nun unsere Fragen beantworten müssen – und sie bleibt der (Heimat-)Forschung weiter zugänglich. Denn Schneeberger hat diese Sammlung der Jüdischen Gemeinde in Würzburg hinterlassen, die sich unter Zustimmung der Familie entschieden hat, sie mit wenigen Ausnahmen dem Johanna-Stahl-Zentrum für jüdische Geschichte und Kultur in Unterfranken im gleichen Gebäude zu stiften. Dort wird sie in die Sammlung des Zentrums aufgenommen, erschlossen und kann eines Tages gezielt genutzt werden.

Eine erste grobe Verzeichnung der Bestände, die derzeit erst zu einem kleinen Teil in Würzburg liegen, wird sobald wie möglich auf der Homepage des Zentrums eingestellt. Daraus wird auch ihr großer Wert ersichtlich werden, denn vieles von dem, was Schneeberger erarbeitete, blieb ungedruckt: vor allem Findbücher zu den Quellen einzelner Gemeinden, darunter alle aus dem ehemaligen Rabbinat Kitzingen, oder die mehr als 30 umfangreichen Familiendokumentationen und Vorträge. Am 13. Oktober 2014 hat Michael Schneeberger den Kampf gegen die vielen Krankheiten seines Körpers verloren. Zwei Tage später wurde er auf dem Jüdischen Friedhof in Würzburg begraben. So richtig wird manchen erst jetzt bewusst, was sie an ihm hatten – und was sie verloren haben.

Rotraud Ries, Johanna-Stahl-Zentrum, Würzburg

Mitarbeiterwechsel im Landesverband

Der bisherige Leiter des Friedhof- und Archivdezernats, Martin-David Kurz, verlässt den Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern. Der Regensburger geht mit seiner Familie nach Israel. Wir wünschen ihm und seiner Familie alles Gute für die Zukunft. Sein Nachfolger für das Friedhofsreferat im Münchner Büro ist seit dem 1. März Joino Pollak.

Augsburg

Chanukkafeier

Am 21. Dezember 2014 feierten wir im Großen Saal der Synagoge Chanukka. Alle Generationen und erfreulich viele Kinder, Jugendliche und junge Familien waren vertreten. Auf dem Programm standen Lieder, Tänze und Erzählungen von Rabbiner Dr. h.c. H. G. Brandt. Wir hatten auch einen Kinderchor aus Chadera (Israel) zu Gast. Im Anschluss daran gab es ein festliches Buffet mit Gebäck und Latkes. Es war eine schöne Atmosphäre bei Musik und israelischem Tanz.



Seminare

Zweimal im Monat halten wir in der Gemeinde Seminare für Gemeindemitglieder ab, in denen Referenten der ZWST/JAFI (Herr Dan Fayutkin und Frau Mariana Lev-tov) und vom JDC (Frau Dr. Tanya Smolianitski) über verschiedene Aspekte des Judentums, Geschichte und Tradition, Politik des Staates Israel und zwischenmenschliche Beziehungen referieren. Diese Seminare finden in zwei Gruppen für Jugendliche und Erwachsene statt.



Jugendzentrum

Unser Jugendzentrum „Kochawim“ ist in einem neuen Raum aktiv. Dieser konnte dank der finanziellen Unterstützung durch die Aktion Mensch renoviert, möbliert und mit zeitgemäßer Ausstattung versehen werden. Hier entstand ein Ort für Spiel-, Lern-, Lese- und Kreativangebote für Kinder und Jugendliche, ein Ort für Kommunikation, Austausch und Vernetzung. Das Jugendzentrum ist jeden Sonntag geöffnet. Zusammen mit der Jugendleiterin Svetlana Zalmanson und verschiedenen Einrichtungen der Gemeinde bereiten Kinder und Jugendliche jüdische Feiertage in der Gemeinde vor (Lag BaOmer, Purim, Chanukka...).

Israelische Tänze

Zweimal wöchentlich finden unter der Leitung von Svetlana Zalmanson die Kurse „Israelische Tänze“ statt, zu denen Jung und Alt herzlich willkommen sind.

Jiddisch-Club

Bereits seit vier Jahren gibt es den Jiddisch-Club. Menschen, denen die jiddische Sprache von Kindesbeinen an vertraut ist, für die es „Mameloschen“ (Muttersprache) ist, haben so die Gelegenheit, ihre Tradition zu bewahren und das Erbe ihrer Vorfahren weiterzugeben. Man trifft sich zweimal im Monat, um gemeinsam jiddische Lieder zu singen und sich jiddische Geschichten und Witze zu erzählen. Auch Filme mit jüdischer Thematik und Erzählungen aus dem Shtetl haben hier ihren Platz.



Bikkur Cholim

Seit mehr als zwei Jahren haben wir die Gruppe Bikkur Cholim mit inzwischen über 20 Freiwilligen. Sie besuchen mehr als 35 ältere Gemeindemitglieder und Kranke in Krankenhäusern und Altenheimen. Diese Besuche stärken die Verbindung zwischen der Gemeinde und ihren Mitgliedern, die teilweise nicht die Möglichkeit haben selbst in die Gemeinde zu kommen, und sie bringen Wärme und gute Laune nicht nur zu den Herzen der Besuchten, sondern auch in die der engagierten Mitglieder von Bikkur Cholim. Zu jedem jüdischen Feiertag bringen wir unseren Schützlingen kleine Geschenke und etwas Freude.

Tu BiSchwat

Am 3. Februar feierten wir mit Rabbiner Dr. h.c. Brandt und Frau Dr. Smolianitski diesen Familientag in der Gemeinde. Das Neu-

jahrsfest der Bäume wurde mit einem kleinen Seder und der Geschichte des Feiertags gefeiert.

Kulturabend

Die Erzählungen und die jüdische Musik am 8. Februar im Rahmen des Sonntagsprogramms, das dem jüdischen Schriftsteller Izhak Leibusch Perez gewidmet war, waren ein großer Erfolg und stießen auf reges Interesse.

Benefiz-Konzert

Das Benefiz-Konzert „Klezmer & Klassik“ im März war der Sanierung der Synagoge und einem karitativen Projekt gewidmet. Diese Gemeinschaftsveranstaltung gestalteten die Klezmer-Gruppe „Feygele“ und das Maria Stern-Kammerorchester.

Abramovitsch Marjan, Svetlana Zalmanson

Hof

Gedenkveranstaltung

Am 10. Dezember 2014 fand die jährliche Gedenkveranstaltung zur sogenannten „Reichspogromnacht“ statt. Unser Vorsitzender Dr. Gonczarowski ging in seiner Rede auf die Gefahren ein, die vom islamischen Extremismus für unsere gesellschaftlichen Werte und unsere Demokratie ausgehen. An der Gedenkveranstaltung nahmen neben vielen Gemeindemitgliedern auch die Stadtverwaltung von Hof teil.

Chanukka-Party

Bereits am 14. Dezember fand die jährliche Chanukkaparty statt. Wir hatten den Termin vorgezogen, weil am 21. 12. sehr viele Gemeindemitglieder und Jugendliche bereits im Winterurlaub gewesen wären. Zum Fest kamen etwa 100 Gemeindemitglieder. Wir eröffneten die Party mit dem Gemeinde-Chor „Shalom“. Die Madrichim des Jugendzentrums hatten diesmal zusammen mit allen Kindern ein eigenes Programm vorbereitet. Unser Chor unter der Leitung von Alla Uritzkaya und die Gebrüder Landsmann sorgten im Anschluss für die richtige stimmungsvolle Musik. Die Gemeinde bedankte sich bei allen Beteiligten mit Chanukka-Geld, kleinen Geldgeschenken, die vorher liebevoll von Dr. Khasani vorbereitet worden waren. An dieser Stelle auch nochmal ein herzliches Dankeschön an alle Beteiligten, insbesondere an Frau Koch



und unsere Köchin Frau Schwalb. Frau Koch spendet uns schon seit vielen Jahren die Sufganiot zu Chanukka, obwohl sie seit über zwei Jahren nicht mehr direkt in der Nähe der Gemeinde wohnt. Ab Erew Chanukka entzündeten wir auch regelmäßig einen Chanukka-Leuchter in der Hofer Innenstadt. Am ersten Abend verteilten wir zusätzlich köstliche Sufganiot an alle Zuschauer. Dr. Khasani und Rabbiner Goldberg übernahmen abwechselnd das Zünden der Chanukka-Lichter.



Auftritt des Kinder- und Jugendzentrums auf der Chanukka-Party

Purim

Am 4. März feierten wir Purim. Rabbiner David Goldberg las zusammen mit Dr. Khasani die Megilat Esther. Jedes Mal, wenn der Name „Haman“ vorgelesen wurde, stampften die Kinder und Gemeindemitglieder mit den Füßen auf und verbreiteten mit den Ra'schan einen ohrenbetäubenden Lärm. Die jährliche Purim-Party fand am 8. März statt. Unsere Köchin, Frau Schwalb, bereitete leckere Haman-Taschen zu. Das Ensemble Shalom und das Jugendzentrum unserer Gemeinde gestaltete dafür ein abwechslungsreiches und lustiges Programm. Die jüngeren Kinder spielten die Purimgeschichte nach.

Neues aus dem Jugendzentrum

Unser Jugendzentrum unter der Hadracha von Marina Pines trifft sich regelmäßig am Sonntag zu den verschiedensten Aktivitäten. Im Jugendzentrum werden Ausflüge, Spiele, Bastelarbeiten und viele andere Aktivitäten für alle Altersgruppen durchgeführt. Frau Pines lernt und studiert auch mit den jüngeren Kindern entsprechende Theaterstücke zu den Feiertagen ein.

Neues aus dem Clubs „Injan“

Der im November 2012 gegründete Club „Injan“ erfreut sich weiterhin großer Beliebtheit bei den hauptsächlich älteren Gemeindemitgliedern. Der Club trifft sich jeweils 14-tägig am Sonntag und findet unter der Leitung von Frau Levin und Frau Levit statt. Die Gemeinde hat erreicht, dass der Club eine Plattform für den Informationsaustausch, zur gemeinsamen Freizeitgestaltung, zum Literaturtausch und zur Erinnerung an die Herkunft unserer Gemeindemitglieder geworden ist. So geben zum Beispiel Mitglieder Vorträge über ihren Hintergrund, ihre frühere Heimat und ihre Hobbies. Die Heimat hat man auch mit landestypischen Trachten und Speisen vorgestellt. In Zukunft ist auch geplant, Autorenlesungen, Spiele und Konzerte zu veranstalten. Natürlich wird der Club auch genutzt, um über die jetzige Situation in der Ukraine

und der damit verbundenen Krise mit Russland zu diskutieren.

Konzert

Am 12. April findet in der jüdischen Gemeinde ein Konzert mit der Gruppe Aletchko statt.

Wir wünschen allen Gemeindemitgliedern, Freunden und Bekannten Pessach Sameach weKascher.

Baruch Köhler

Im Glauben an die Nächstenliebe vereint

Christen, Muslime und Juden in Hof stehen zusammen. Gemeinsam verurteilen sie Gewalt im Namen der Religion und treten ein für den Frieden. Von insgesamt zwölf Kirchen im Hofer Stadtgebiet, von den zwei Hofer Moscheen in der Theresienstraße und der Königstraße, von der Synagoge in Morschendorf und auch von den evangelischen Kirchen in Rehau und in Köditz geht ein großes Signal für den Frieden aus. An diese Gotteshäuser wurden große Banner gehängt mit der Aufschrift: „Religionen für den Frieden. Christen, Juden und Muslime in Hof: Im Namen Gottes darf nicht getötet werden!“ In der gemeinsamen Hofer Erklärung der Religionen für den Frieden wenden sich Christen, Juden und Muslime gegen Gewalt im Namen der Religionen. Die Erklärung hatte Dr. Fazli Küçüköztürk vor dem Rathaus verlesen. Rund 30 Bürger waren zu dieser Auftaktveranstaltung der Friedensaktion am Rathaus gekommen. „Wir wollen buchstäblich Flagge zeigen in Hof“, erklärte Dekan Günter Saalfrank vom Evangelisch-Lutherischen Dekanat Hof. Die Flaggen, das sind große Banner, die nach der Auftaktveranstaltung an den Gotteshäusern aufgehängt wurden. Sie sollen unübersehbar sein.



Weitere geplante Veranstaltungen:

- 3. April Pessach-Seder, Beginn 18.00 Uhr
- 12. April Konzert der Gruppe „Aletchko“, Beginn 14.00 Uhr
- Im Mai Fahrt nach Dachau
- 31. Mai Schawuot
- 7. Juni Konzert „Jerusalem Duo“, Beginn 15.00 Uhr
- Im Juni Ausflug nach Pilsen (ČSR) und Besuch der dortigen jüdischen Gemeinde
- Im Juli Familienfest der Gemeinde

Die Anfangszeiten der Veranstaltungen können variieren. Genaue Zeiten erfragen Sie bitte unter 09281 51741 (Rabbinat) oder 09281 750222 (Büro).

Straubing

Zeichen gegen Antisemitismus

Der Zentralrat rief und alle kamen. Als unsere Dachorganisation ein entschlossenes Vorgehen gegen Antisemitismus forderte und unter dem Motto „Steh auf nie wieder Judenhass“ zu einer großen Demonstration im September 2014 in Berlin aufrief, machten sich auch Mitglieder unserer Gemeinde auf den Weg, um diese Forderung zu unterstützen und unsere Solidarität zu beweisen.



Sängerische Superlative

So lautete die Überschrift im „Straubinger Tagblatt“ einen Tag nach dem Konzert von Svetlana Portnyansky im Stadttheater. Die Veranstaltung, die die Israelitische Kultusgemeinde mit Unterstützung des Kulturprogramms des Zentralrats im November 2014 organisiert hatte, sorgte bei allen Besuchern für wahre Begeisterungstürme. Svetlana Portnyansky bot dem Publikum chansonartige Lieder mit ungeheurer Intensität. Ausgelassene Tanzmusik zum Mitklatschen und auch Balladen waren zu hören. Die Künstlerin sang in russischer Sprache, auch deutsch, jiddisch und hebräisch. Professor Ernest Shteynberg war dabei mehr als nur ein Klavierbegleiter. Seine Solo-Einlagen zeugten von großem pianistischen Können.

9. November

„Schritte zum Frieden“ war die diesjährige Gedenkveranstaltung zur Pogromnacht am 9. November 1938 überschrieben. An einem Tag, an dem alle Welt auf die Feierlichkeiten zum 25. Jahrestag des Mauerfalls schaute, mahnte Oberbürgermeister Markus Panermayr „diesen anderen Kontext nicht zu

vergessen, den Beginn einer furchtbaren Vernichtungsmaschinerie“. Rund 150 Straubinger waren dem Aufruf gefolgt und zogen in einer Lichterprozession vom Pulverturm durch die Stadt zur Synagoge, unterbrochen durch Stationen vor der Jesuiten- und der Christuskirche. Umrahmt wurde die Feier durch Saxophonklänge von Möpl Jungmayer.

Chanukka

Wie jedes Jahr wurden täglich die Lichter in der Synagoge gezündet. Frau Zap und Frau Zisler belohnten die Kinder, die zum Lichterzünden kamen, mit einem kleinen Geschenk.

Für die Erwachsenen servierte Frau Morduchovic mit ihrem Team Lattkes und Krapfen. Am 21. Dezember feierten wir, wie bereits im Vorjahr, unter dem Motto „Chanukka, ein Familienfest“ zusammen im Gemeindegemeinschaftssaal.

Den Weg des Dialogs weitergehen

Ein deutliches Zeichen für ein friedliches Miteinander in der gemeinsamen Heimatstadt setzten am Freitagnachmittag, dem 16. Januar, mehrere Hundert Straubinger Bürger. Organisiert vom Bündnis „Wir sind bunt“ und der Stadtverwaltung betonten Vertreter der christlichen Kirchen, der israelitischen Kultusgemeinde, der Türkisch-Islamischen Gemeinde und der Alevitischen Gemeinde, dass sie sich von Gewalt und Terror distanzieren und für Frieden und gegenseitigen Respekt einsetzen wollen. „Über die Betroffenheit angesichts der Ereignisse in Frankreich hinaus müssen wir hier bei uns den Weg des Dialogs und der gegenseitigen Achtung weitergehen“, betonte Oberbürgermeister Pannermayr.

27. Januar

Anlässlich des Holocaust-Gedenktages zeigten wir den Dokumentarfilm „Holocaust light – gibt es nicht“, ein Film von Ilona Rothin und Sprecherin Iris Berben. Alle Zuschauer zeigten sich sehr betroffen. Einig waren sich auch die rund 30 Besucher, dass der hervorragende Film in Schulen gezeigt werden sollte.

Regensburg

Chanukka

Am 21. Dezember freuten wir uns, dass wir zum Chanukka-Fest zwei Veranstaltungen anbieten konnten. Vormittags hatten wir eine Feier für Kinder, Eltern und Großeltern. Ilse Danziger begrüßte alle Gäste im Gemeindegemeinschaftssaal und stellte den Clown „JaJa“ aus Regensburg vor. Er begann mit seiner pfiffigen Clown-Show, und weiter ging es mit dem Tierwandel-Spiel zum Mitmachen. Am Ende gab es noch für jedes Kind eine Luftballonüberraschung. Die Vorstellung dauerte etwa 50 Minuten und machte besonders den Kindern viel Freude und Spaß. Danach erhielten sie Geschenke und sie wurden zum Kaffee, Tee und Kuchen eingeladen. Um 17 Uhr eröffnete Vorstandsmitglied Volodimir Barsky die Chanukka-Feier für die

Erwachsenen. Er wünschte den Anwesenden gute Gesundheit und viel Erfolg. Gemeinderabbiner Josef Chaim Bloch zündete mit jungen Mitgliedern sechs Chanukka-Kerzen an und nach den Segenssprüchen erinnerte er an das Chanukka-Wunder. Besonders betonte er, dass Chanukka ein Lichterfest ist. „Und das Licht ist das Leben, ist der Frieden, ist die Freiheit des Gewissens, ist die Seele des Menschen.“ Danach unterhielt ein Duo aus Regensburg, Josef Laszlo (Klarinette) und die bezaubernde Anastasia Zorina (Klavier) die Gäste mit beliebter jüdischer Musik. Von „Donna, Donna“ bis „Jankel“ und „Freylech“ brachten die talentierten Musiker das Repertoire der Klezmer-Musik und begeisterten ihre Zuhörer. Für Essen und Trinken bedankten sich alle bei den Köchinnen der Gemeinde.

Chanukka-Feier des Religionsunterrichtes

Am 18. Dezember wurde am Nachmittag im Gemeindegemeinschaftssaal eine besondere Chanukka-Feier begangen. Die festliche Dekoration ließ ahnen, dass eine schöne Aktion bevorstand. Die jüngsten Schüler des Religionsunterrichtes waren schon im Vorfeld mächtig aufgeregt. Ausgerechnet zu Chanukka gab es noch das „Lese-Fest“. Sie sollten den Müttern, den anderen Mitschülern, der Frau Danziger vom Vorstand und dem Herrn Rabbiner Bloch zeigen, wie gut sie hebräisch zu lesen gelernt haben. Lange wurde geübt, bis alle Buchstaben von Alef bis Taw sicher gelesen werden konnten. Gleich zu Beginn sangen die Schüler ein fröhliches Lied über Mosche Rabejnu, der uns alle die Tora lehren soll. Auch die Gäste, die mitkatschten, merkten, was das für ein Ohrwurm ist. Nachdem die Schüler alle Feiertage kurz vorgestellt hatten, präsentierten sie noch die Erschaffung der Welt – alles auf Hebräisch. Die Freude und das Glück war allen anzumerken, nicht zuletzt der Lehrerin Frau Rychlá.

Wie es die Tradition lehrt, zündete jeder der beiden Jungen jeweils 3 Kerzen an. Nach den Segenssprüchen und Liedern konnten alle die duftenden Leckereien, die auf dem Tisch standen, in Angriff nehmen. Der schöne Nachmittag wurde mit dem Dreidl-Spiel fortgesetzt. Alle Schüler bekamen ein Päckchen mit einer eigenen kleinen Chanukia sowie den Kerzen und einem Dreidl.

Bar-Mizwa Jonathan Alber

Am Schabbat *Sch'mot* im Januar gab es in der Regensburger Gemeinde eine außergewöhnliche Feierlichkeit, wie wir sie in den letzten 13 Jahren nicht mehr erlebt hatten. Jonathan Alber erreichte nach dem jüdischen Kalender seinen dreizehnten Geburtstag und wurde dadurch zum *Bar-Mizwa*, dem Sohn der Pflicht. Bereits am Donnerstagsmorgen war die kleine Synagoge ungewöhnlich gefüllt – mit freudig erregten Familienangehörigen und dem feierlich gestimmten Jonathan ben Awraham inmitten aller Gratulanten aus der Gemeinde und aller Gäste von Nah und Fern. Zu Beginn legte er das erste Mal seine *T'filin* und nach dem *Schacharit*-Gebet wurde er das erste Mal zur *Tora* aufgerufen. All das hat souverän geklappt – wie es nach so viel Lernen

und Üben sein soll! Und welche lieben Gäste sind erschienen! Neben der überglücklichen Mama, dem stolzen Papa und dem jüngeren Bruder David, der schon ganz leise das Maß für seine eigene Bar-Mizwa in drei Jahren genommen hat, war es vor allem die liebe Großmutter Vera, die aus dem fernen Kaukasus gekommen war, um im Kreise ihrer Familie das Wunder zu erleben, dass ein eben noch kleines Kind zu einem jungen Mann heranwächst und seine Aufgaben erfüllen will und auch kann. Aus Moskau kam auch die liebe Tante Lana, die später eifrig Familienfotos mit der Tante väterlicherseits angeschaut hatte. Auch die Regensburger Großeltern waren anwesend und bestaunten ihren Enkel und freuten sich mit allen über das Fest. Nach der Synagoge folgten alle Gäste der Einladung der Familie zu einer feierlichen Mahlzeit zu Ehren des Bar-Mizwa-Jungen. Die leckeren Köstlichkeiten, die von vielen Damen aus der Familie und der Gemeinde zubereitet wurden, rundeten den ersten großen Vormittag ab. Am Nachmittag kam Jonathan nur kurz in den Religionsunterricht, um die Glückwünsche seiner Mitschüler entgegenzunehmen und um sein schönes Geschenk zu bekommen. Alle Schüler und seine Religionslehrerin Frau Rychlá haben ihm einen wunderschönen Kidusch-Becher aus Israel geschenkt, damit er an seinen großen Tag eine unvergängliche Erinnerung hat. Endlich ist dann am Schabbat der große Augenblick gekommen, dem Jonathan monatelang entgegenfieberte. Jeden Sonntag, auch in den Ferien, hat er am Telefon mit seiner Lehrerin für die Bar-Mizwa gelernt: *Maftir* und *Haftara*, alle Segenssprüche, eine *Drascha*-Auslegung des Wochenabschnittes, eine Dankesrede an seine Familie sowie die *Kidusch*-Texte. Wie viel Übung war notwendig, wieviel Geduld! All das hat sich wirklich gelohnt! Nicht nur die fliegenden Süßigkeiten und die *Masel-towl*-Rufe haben dies gezeigt, auch die Tränen der Rührung und des Glücks aller Anwesenden. Die überglücklichen Eltern bekamen feuchte Augen, als Jonathan seiner Familie dankte. So schön und so herzlich – ein Augenblick des Himmels auf Erden. Die große Aufregung am Schabbat ist glücklich überstanden worden und der nun erwachsene Jonathan konnte gelassen inmitten seiner Liebsten der großen Feier am Sonntag entgegen sehen. Angefangen mit einem Video über den Donnerstag, die nächsten Leckereien für die hungrige Jugend und die Gäste, Spiele der Jugendlichen bis zu einer Klezmer-Band aus Nürnberg und gar Tanz! Der Gipfel war natürlich der traditionelle Bar-Mizwa-Tanz: Jonathan wurde auf einem Sessel sitzend über den Köpfen der Anwesenden im Tanzrhythmus herumgetragen – *Masel tow, Jonathan!*

Scholom Alejchem

Schon dreizehn Jahre lang leitet das Ehepaar Barsky ehrenamtlich den Seniorenklub „Schalom“. In dieser Zeit hat er zu Recht Anerkennung und Autorität erworben. Der Klub spielt eine bemerkenswerte Rolle im Prozess der Integration und in der Heranführung seiner Mitglieder an jüdische Kultur und Geschichte. Er hat gute Kontakte zur Öffentlichkeit, zum Seniorentreffpunkt und zu Stadträten. Auch mit der Ge-

sellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, mit der Gruppe „Religionen für den Frieden“ und mit anderen Organisationen werden gute Beziehungen gepflegt. Im Jahr 2015 plant der Klub „Schalom“ acht Veranstaltungen und zwei Ausflüge. Mit der musikalischen Theatervorstellung „Auf den Wellen des jüdischen Lebens“, nach den Erzählungen von Scholom Alejchem, kommt der Klub „Simcha“ der Israelitischen Gemeinde München nach Regensburg. Im Rahmen des 13. Kulturprogramms des Zentralrates gratuliert die talentierte Sängerin Diana Petrowa Darnea (Sopran) den Regensburger Überlebenden und allen Mitgliedern mit einem Feiertagskonzert.

„Schma Israel“ heißt die Veranstaltung zu Israels Unabhängigkeitstag und dem 50-jährigen Jubiläum der diplomatischen Beziehungen zwischen Deutschland und dem jüdischen Staat. Die Mitglieder werden Augsburg besuchen und dort in der Synagoge die Ausstellung „Fremd im eigenen Land?“ besichtigen. Eine Woche vor Rosch Haschana realisiert der Klub eine zweitägige spannende Reise nach Prag. Die Senioren nehmen wieder an der Kundgebung zum Tag der Befreiung des KZ Dachau teil. Auch das bayerische Herbst-Schachturnier in Erinnerung an Otto Schwerdt s.A. wird wieder stattfinden.

Am 25. Januar hatte der Seniorenklub seine vierzehnte Saison im festlichen Saal mit zahlreichen Gästen eröffnet. Der Leiter des Klubs, Volodimir Barskyy, begrüßte die Anwesenden und bedankte sich bei allen für ihre Unterstützung und die gemeinsame Arbeit. „Scholom Alejchem!“ Unter diesem Titel gratulierte den Klubmitgliedern zum Anfang der neuen Saison der Männerchor „Druschba-Chawerut“ der Israelitischen Gemeinde München (Chorleitung Tamara Umanskaja, Klavierbegleiter Igor Bruskin). Ihre 20 Lieder in Hebräisch und Jiddisch ließen niemand gleichgültig. Die Gäste hatten einen wunderbaren Nachmittag mit der talentierten Sängerin Diana Petrowa Darnea (Sopran).



Einstimmung auf den Schabbat

Radio Schalom des Landesverbandes der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern sendet das 2. Hörfunkprogramm des Bayerischen Rundfunks jeden Freitag von 15.05 bis 15.20 Uhr

Literarischer Salon

Zehn Tage vor Chanukka 5775 hat der Klub „Schalom“ seine letzte Veranstaltung im Jahr 2014 durchgeführt. Es war ein literarisch-musikalischer Themenabend unter dem Titel: „Die jüdische Schriftstellerin Irene Nemirovsky – Leben und Werk“. Das Vorstandsmitglied und Leiter des Klub „Schalom“, Volodimir Barskyy, begrüßte die jüdischen Mitglieder sowie die deutschen Bürger und bedankte sich herzlich bei allen Gästen für ihr Interesse, ihre Teilnahme und Unterstützung. Besondere Dankbarkeit äußerte er gegenüber der 2. Bürgermeisterin Gertrud Malz-Schwarzfischer und dem 3. Bürgermeister Jürgen Huber. Der Klubleiter betonte, dass wir an Chanukka den Wiederaufbau des Tempels nach der Entweihung und Zerstörung feiern.

„Die in Kiew geborene jüdische Schriftstellerin Irene Nemirovsky“, erzählte die Referentin Beatrix Diener, „flüchtete vor der Oktoberrevolution über Finnland nach Paris, wo sie 20 Jahre lebte und viele Romane und Erzählungen mit autobiographischem Hintergrund schrieb, bevor sie 1942 nach Auschwitz deportiert wurde und dort wenig später verstarb“. Frau Diener stellte das bewegte Leben und die Werke von Irene Nemirovsky vor, neben „Suite française“ vor allem auch den ersten Roman „David Golder“, mit dem die 26-jährige Autorin berühmt wurde und der gerade heute von bestechender Aktualität ist, sowie „Die Hunde und die Wölfe“, wo in poetischen Bildern über jüdisches Leben im alten Kiew und in Paris erzählt wird. Pianist und Musikerzieher Holger Taiber spielte dazu Musikstücke von S. Rachmaninow. Beide Darsteller haben eine Ausstellung mit Büchern und Bildern vorbereitet. Alle Anwesenden bedankten sich für die interessante Erzählung und die schöne virtuose Musik. Die Veranstaltung endete mit stürmischem Applaus.

Traditionelles Herbst-Schachturnier

Es ist schon eine Tradition geworden, jährlich Turniere zwischen Schachfreunden der jüdischen Gemeinden in Bayern durchzuführen: das Purim-Turnier im Frühling in Augsburg und das Herbstturnier in Regensburg. Zusätzlich hatte am 7. September 2014 zum ersten Mal die Israelitische Kultusgemeinde Bamberg ein Blitzschach-Turnier organisiert. Die Schachwettkämpfe helfen, die Integration zu verbessern und die Kontakte zu anderen Gemeinden und zu deutschen Schachklubs zu verstärken. Das bestens organisierte bayerische Schachturnier, in Erinnerung an Otto Schwerdt, fand in der Jüdischen Gemeinde Regensburg statt. Dreizehn Mannschaften mit 45 Schachspielern aus den jüdischen Gemeinden Augsburg, Erlangen, Hof, München, Nürnberg, Regensburg, Straubing, Weiden und Würzburg haben daran teilgenommen. In ihrer Begrüßung erinnerte Ilse Danziger, Vizepräsidentin des Landesverbandes und Vorstandsmitglied der Jüdischen Gemeinde, an Otto Schwerdt s.A., Mitbegründer unseres Schachklubs und selbst ein begeisterter Spieler.

Die Turnier-Ergebnisse:

Die Mannschaftsmeisterschaft gewann die Mannschaft Regensburg 1, den 2. Platz Nürnberg 1 und den 3. Platz die Mannschaft Regensburg 2.



Die Einzelmeisterschaft: 1. Platz **Nikolay Shalnev** aus Nürnberg, gefolgt von **Arkadiy Uritskyy** aus Hof und **Maxim Jusim** aus Regensburg.

Nestorenmeister: **Boris Mischkevizer** aus München; Seniorenmeister: **Christian Bergtaller** aus Regensburg; Juniorenmeister: **Igal Bergauz** aus München; Frauenmeisterin: **Olga Shalneva** aus Nürnberg.

Alle Sieger erhielten Pokale, Urkunden und Preise von den Vorständen Volodimir Barskyy und Jakov Denissenko. Große Unterstützung bei der Organisation und Durchführung des Schachturniers gab es vom städtischen Schachklub RT und seinem Leiter Martin Grasser. Schiedsrichter war wieder Isaak Urbach aus Augsburg. Alle Teilnehmer bedanken sich herzlich bei den Köchinnen der Gemeinde für gutes Essen und Trinken.

Volodimir Barskyy, Vorstandsmitglied der Jüdischen Gemeinde Regensburg

Würzburg

Masel tow

Am 19. Januar 2015 konnte Viktor Scheinbrot, langjähriges Vorstandsmitglied der Israelitischen Gemeinde Würzburg, seinen 85. Geburtstag begehen.

Nach seiner Übersiedelung aus der Ukraine in der ersten Hälfte der 1990er-Jahre engagierte sich Viktor Scheinbrot bald sehr intensiv für unsere Gemeinde. Zunächst als Mitglied im Beirat des Vorstandes wurde er nach einer entsprechenden Satzungsänderung und Erweiterung des Vorstandes erstmals 2003 in das Leitungsgremium der Gemeinde gewählt. Mit großer Umsicht und äußerster Zuverlässigkeit kümmerte er sich um die Finanzen der Gemeinde. In der ihm eigenen Bescheidenheit stellte er sich dabei niemals in den Vordergrund, sehr wohl wissend, welche hohe Verantwortung er mit dem Finanzdezernat trug. Zum großen Bedauern aller Mitglieder des Vorstandes, aber auch der Gemeinde, ließ er sich in diesem Jahr nicht nochmals zur Übernahme eines Vorstandsamtes bewegen. Die Israelitische Gemeinde Würzburg ist Herrn Scheinbrot zu großem Dank verpflichtet und wünscht auch auf diesem Wege nochmals herzlich Masel tow und alles Beste bis „120“.

Gemeindewahlen

Bei den Gemeindewahlen im Rahmen der Generalversammlung am 8. Februar 2015 wurde Dr. Josef Schuster als Vorsitzender der Gemeinde in seinem Amt bestätigt. Die Vorstandsmitglieder Marat Gerchikov, Oded Baumann und Grigoriy Zozulya wurden ebenfalls wiedergewählt. Neu im Vorstand ist jetzt Pavel Joffe, der dem ausgeschiedenen Viktor Scheinbrot nachfolgt.

Der Hase mit den Bernsteinaugen

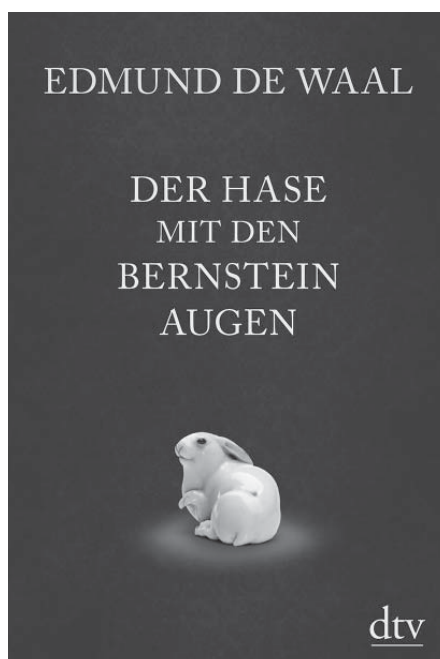
Gekauft habe ich das Buch wegen des Hasen. Er glänzt, irgendetwas stimmt mit seiner Vorderpfote nicht, und dennoch hält er sie derart graziös in die Luft, als wolle er sie wie eine Hand zum Gruße reichen. Seine Augen blicken aufmerksam, er lebt. Schnauze und Nase sind auf olfaktorischer Suche, die Ohren elegant zurückgelegt. Das Tier ist ganz Aufmerksamkeit, ganz Anmut und gleichzeitig von zarter Ironie.

Dieses „lebendige“ Tier zielt den Titel des Buches „Der Hase mit den Bernsteinaugen“ des britisch-niederländisch-österreichisch-jüdischen Töpfers Edmund de Waal, der 264 Netsuke erbt. Netsuke, gesprochen: netzke, mit Betonung auf der ersten Silbe, sind wunderbare japanische Schnitzereien, „hart und knifflig“, aus unterschiedlichen Hölzern, Elfenbein oder Horn. Sie dienten ursprünglich als Gegengewicht bei der Befestigung von kleinen Säckchen mit einer um den Gürtel des Kimonos gebundenen Schnur, da der Kimono keine Taschen hat. Gleichzeitig zeugten sie vom Geschmack und der Kunstfertigkeit ihres Besitzers oder des Schnitzers. Ab Mitte des 18. Jahrhunderts wurde der Kimono von europäischer Bekleidung abgelöst. Damit waren die Netsuke ihrer Funktion im Alltagsleben in Japan beraubt, und die Europäer begannen die kleinen Kunstwerke zu sammeln; so auch der Urgroßonkel des Autors. De Waal interessierte sich für Herkunft der Netsuke und arbeitete dabei die Geschichte seiner Familie, seiner Vorfahren auf.

Das Buch ist 2010 in London erschienen, 2012 in der deutschen Übersetzung in Wien herausgekommen und jetzt im dtv-Verlag in einer reich bebilderten Geschenkausgabe neu aufgelegt worden. De Waal lebt in London und hat zwei Jahre seines Lebens damit verbracht, die Geschichte der 264 Netsuke, die er von seinem Großonkel Ignaz von Ephrussi, genannt Iggi, geerbt hat, zu rekonstruieren.

Sein Weg führte ihn rund um den Globus nach Paris, Wien, Odessa und Tokio. Überall ging er an die Orte, von denen seine Vorfahren entweder vertrieben wurden oder die sie aufgrund der weltumspannenden Handelsbeziehungen ihrer Familie selbst verlassen haben. Dem Buch ist ein Stammbaum der Familie Ephrussi vorangestellt, sodass der Leser die vielfach sich wiederholenden Namen im Laufe der Lektüre der entsprechenden Generation zuordnen kann.

Ursprünglich kam der Urgroßvater des Verfassers aus dem ukrainischen Shtetl Berdyschiw nach Odessa. Als Getreidehändler machte Chaim Joachim Ephrussi in Odessa beste Geschäfte, veränderte seinen Namen in Charles Joachim Ephrussi und wurde Mitte des 19. Jahrhunderts der Stammvater der weitverzweigten Bankiersfamilie. Zwei seiner Söhne schickte er nach Paris und Wien. Beide heirateten früh und



bauten parallel in den angesagten Vierteln, in der Rue de Monceau in Paris und auf der Ringstraße in Wien 1871 jeweils eine Prunkvilla. Das Leben in Paris und in Wien in all den Widersprüchen zwischen unermesslichem Reichtum und Abschottung einerseits, dauernden antisemitischen Anfeindungen andererseits, schildert Edmund de Waal derart eindrucksvoll, derart nah am Erleben der jeweiligen Person, dass dem Leser oft der Atem stockt: „Es ist, als wäre ein Schalter umgelegt worden ... die Schottengasse hallt von Stimmen ... jemand dreht das Licht in der Bibliothek ab, als wären sie unsichtbar, wenn sie im Dunkeln sitzen, aber der Lärm dringt bis ins Haus, in das Zimmer, in ihre Lungen. Unten auf der Straße wird einer zusammengeschlagen. Was sollen sie machen? Wie lange kann man so tun, als geschehe dies alles gar nicht?“

De Waal hat gründlich recherchiert, hat sich durch zahllose Archive durchgearbeitet, hat rekonstruiert und in großer Dichte das Leben einiger seiner Vorfahren beschrieben. Noch vor dem offiziellen Anschluss Österreichs an das nationalsozialistische Deutschland am 13. März 1938 mussten seine Urgroßeltern in Wien nachts erleben, dass der Mob der Straße in ihr Haus einbrach und sie in namenlosem Entsetzen schutzlos der willkürlichen, brutalen Zerstörung ihres Besitzes ausgeliefert waren.

„Die letzte Tür, zu der sie (die Eindringlinge) kommen, führt in Emmys Ankleidezimmer an der Ecke, ins Zimmer mit der Vitrine, in der die Netsuke liegen, und sie fegen alles vom Schreibtisch, den sie als Garderobentisch benutzt: den kleinen Spiegel und das Porzellan und die Silberdosen und die Blumen ... und sie zerren den Tisch hinaus in den Gang. Sie stoßen Emmy, Viktor und Rudolf an die Wand, drei von ihnen heben

den Schreibtisch hoch und hieven ihn über das Geländer, bis er, Holz, Vergoldung, Intarsien splintern krachend, auf den Pflastersteinen im Hof unten zerschellt. ... Das ist eine wilde, nicht genehmigte Arisierung. Aber es braucht keine Genehmigung.“

Im Rahmen des willkürlichen Administrationsterrors, den Adolf Eichmann ab dem 18. März 1938 persönlich lenkte, war das Palais Ephrussi auf der Ringstraße und die Bank der Familie schon am 27. April 1938 „vollständig arisiert“.

Nur mit allergrößter Mühe gelingt dem Ehepaar Ephrussi die Ausreise in die Slowakei, wo die Urgroßmutter des Verfassers stirbt. Am 4. März 1939 gelingt dem Urgroßvater die Flucht nach London, wo seine Tochter, die Großmutter des Verfassers, sich niedergelassen hat.

Im ganzen Buch sind Abbildungen einiger der Netsuke verteilt, wodurch die verschiedenen Welten verknüpft werden. Die zahlreichen Bilder einzelner Personen, vieler Kunstgegenstände, Stadtpläne und Häuser machen die Lektüre lebensnah. Die Reise des Autors hatte, wie er im Interview mit der österreichischen Tageszeitung „Die Presse“ in der Online-Ausgabe vom 15. 10. 2011 sagt, „das Ziel, das, was mir hinterlassen wurde, mit Leben zu erfüllen. Aus Respekt für die Leute, die ich liebe.“

Man kann die Auseinandersetzung des Autors mit seiner Familiengeschichte nachfühlen; man versteht, wie eminent wichtig es ist, sich als Nachfahre die Lebensumstände der Vorfahren etwa in Wien oder in Paris vorzustellen. „Es sollte“, wie de Waal im Interview ausführt, „kein Buch werden, von dem man etwas lernen wollte, sondern eines, in dem man sein wollte“. Dies ist dem Verfasser wirklich gelungen.

So hat das Buch schon viele Leser gefunden. Zu empfehlen ist diese neu erschienene Geschenkausgabe – die eindrucksvollen Bilder, die mühselige und gleichzeitig faszinierende Erarbeitung der Zusammenhänge lässt den Leser in eine verlorene Welt eintauchen, deren Spuren sich nie werden verwischen lassen. Dabei stellen die Verknüpfungen mit de Waals eigenem Lebenslauf immer wieder die Verbindung zur Gegenwart her. Die Netsuke haben wieder einen Platz gefunden. Sie stehen in einer Vitrine der Familie de Waal in London.

Priska Tschan-Wiegelmann

Edmund de Waal: Der Hase mit den Bernsteinaugen, 408 S., dtv, München 2014.

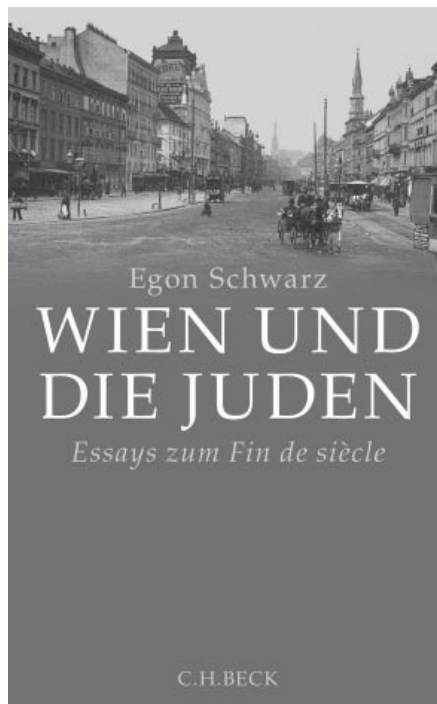
Wien und die Juden

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts bestimmten unzählige jüdische Intellektuelle, Wissenschaftler, Musiker, Künstler und Schriftsteller das Geistesleben des Bürgertums in den großen Städten Europas, besonders jedoch in Wien.

Warum dies so war und in welchem Spannungsfeld sie lebten, wird jetzt in dem von Jochen Bloss herausgegebenen Band „Wien und die Juden – Essays zum Fin de siècle“ in sechs Beiträgen des österreichisch-amerikanischen Germanisten Egon Schwarz und zwei biographischen Berichten neu beleuchtet. Der Sammelband ist anlässlich des neunzigsten Geburtstages des in den USA und im deutsch-österreichischen Sprachraum hochangesehenen Literaturwissenschaftlers erschienen.

Nach einer allgemein gehaltenen Einführung in die Situation der Juden in Wien zu Beginn des 20. Jahrhunderts stellt Schwarz am Beispiel von Joseph Roth, Arthur Schnitzler und Franz Werfel drei Möglichkeiten vor, sich in der spannungsreichen Atmosphäre des k.u.k. Österreichs zurechtzufinden und sich trotz allem nicht von den eigenen Zielen abhalten zu lassen. In einem weiteren Beitrag wird das Selbstverständnis jüdischer Schriftsteller untersucht. Das Selbstverständnis der ostjüdischen Einwanderer in Auseinandersetzung mit dem auch in Wien ausgeprägten Antisemitismus wird in der Abhandlung über den Roman „Der Pojaz“ (1905) von Karl Emil Franzos diskutiert. Dabei werden auch die Spannungen unter den Einwanderern über Generationen und Klassen hinweg thematisiert. Zwei persönliche Aufsätze über die Vertreibung des heutigen Literaturwissenschaftlers Egon Schwarz aus Wien und ein Nachwort von Blome mit weiteren Informationen zur Biographie von Egon Schwarz schließen das 160 Seiten starke Werk ab.

Gleich zu Beginn steckt Egon Schwarz das Feld ab: Er stellt sich vor als jemand, der befangen sei in der eigenen Sichtweise, in der sich „österreichische, deutsche und jüdische Elemente bis zur Unauflöslichkeit vermischen“. Geboren 1922 in Wien als Sohn assimilierter Juden, 1938 mit knapper Not emigriert, gelangte Egon Schwarz nach einer langen Odyssee als Bergarbeiter in den bolivianischen Zinnminen und in unterschiedlichsten Beschäftigungen als Wanderarbeiter in Chile und Ecuador endlich nach St. Louis/Missouri, wo er das ersehnte Studium der Germanistik und Romanistik aufnehmen konnte. Die vorangegangenen mühevollen Wanderjahre konnte er nur mittels seiner exorbitanten Lesefreude als Lebensquell überstehen. So berichtet er, dass er jeden neu hinzugekommenen Einwanderer um Lektüre angebettelt habe und ohne irgendwelche Auswahlkriterien als Sechzehnjähriger einfach alles gelesen habe. 1954 promovierte er in Seattle mit einer Arbeit über Lichtenberg. Von 1954 bis 1993 lehrte er in Harvard und St. Louis als Professor für Geisteswissenschaften. Deutsche und amerikanische Germanistikstudenten kennen ihn einerseits als Kenner von Hesse, Rilke



und Eichendorff, andererseits als einen unermüdlichen Vermittler zwischen deutscher, österreichischer und amerikanischer Germanistik. Darüber hinaus ist er FAZ-Lesern ein Begriff, weil er in engem Kontakt mit Marcel Reich-Ranicki über 200 Fachbeiträge für die Literaturbeilage verfasst hat.

Im ersten Essay „Schmelztiegel oder Hexenkessel? Juden und Antisemiten im Wien der Jahrhundertwende“ gibt Schwarz eine Einführung in die Situation in Wien um 1900. Kurz und einprägsam wird der Übergang der unbeweglichen österreichischen Dynastie in die Turbulenzen der Moderne aufgezeigt. Dabei wird sowohl auf geschichtliche Zusammenhänge als auf soziologische Strukturen eingegangen. Er arbeitet auf fesselnde Weise die Haltungen der Wiener Juden heraus, die sich einerseits von ihrer geschichtlichen Herkunft aus dem Shtetl lösen wollten, andererseits tagtäglich die Erfahrung machen mussten, bei aller Assimilationsbereitschaft nicht wirklich akzeptiert zu sein.

Schon hier werden die Grundzüge seines Erzählens deutlich, das sich in geglückter Weise mit wissenschaftlichem Arbeiten verknüpft: die Grundhaltung ist die des Forschers, der nach Fakten sucht, diese sachlich darstellt, um nach prüfender Reflexion einen einleuchtenden Schluss zu ziehen.

Die germanistische Genauigkeit, die bei aller Empathie für das jeweilige Werk bzw. für die in den Blick genommenen Vertreter der Wiener Juden ihre Anwendung findet, führt zu klaren Analysen der untersuchten angespannten Lebenssituationen und den daraus resultierenden Spannungsfeldern.

Der Rückblick auf die Herkunft der meisten Wiener Juden aus dem galizischen Shtetl wirft die Frage nach der Grundbefindlichkeit der nach Wien Zugewanderten auf. Erfolgte die Auswanderung aus dem Shtetl seit dem 18. Jahrhundert in mehreren Generationen auf Grund von Überbevölkerung,

Hungersnot, Cholera, Bedrohung und Verfolgung, so ergab sich im Laufe der Zeit unter den Ausgewanderten in Wien eine Aufteilung in drei Schichten. Da war die Gruppe der ganz Armen, die in dem Beitrag über Werfel genauer vorgestellt wird. Dann die Gruppe der fest an den Traditionen des Shtetl Festhaltenden, die in dem Beitrag über den Roman von Franzos beschrieben werden, und schließlich die Gruppe der assimilationsfreudigen, bildungshungrigen, dem aufsteigenden Bürgertum angehörenden Juden, die sich innerhalb des Bürgertums jedoch immer wieder isoliert erleben mussten, weil der offene oder latente Antisemitismus ein wirkliches Dazugehörigkeitsgefühl nicht zuließ. Aus dieser letzten Gruppe werden herausragende Persönlichkeiten in ihrem Kampf um Identität gezeigt. Das Spektrum reicht von Arthur Schnitzler über Sigmund Freud, Theodor Herzl, Stefan Zweig, Egon Friedell bis Karl Kraus und vielen anderen. „Der Fall Kraus zeigt, wie schwer die Juden um eine Identität, irgendeine, ringen mussten“, denn, obwohl „es allgemein bekannt [ist], dass es keine Minderheit im Habsburgischen Reich gab, die den Juden in ihrer Liebe zu den deutschen Klassikern gleichkam“, war die Akzeptanz im österreichischen Bürgertum nicht gegeben.

Informativ sind die vielen Querverweise auf den unterschiedlichen Umgang der vorgestellten Persönlichkeiten mit dem Antisemitismus und dem eigenen Gefühl von Zugehörigkeit zur jüdischen Religion und Kultur. Während er Freuds ambivalente Haltung zwischen „Angleichung und Bewahrung“ darstellt, wird Otto Weinigers selbsterstörerische Bewältigungsstrategie aufgezeigt, diese der Idee des Zionismus von Theodor Herzl gegenübergestellt und schließlich dem „aufrechten Juden und resignierenden Weisen“ Arthur Schnitzler mit seinem Roman „Der Weg ins Freie“ das beste Zeugnis ausgestellt, weil der Roman „jede soziologische Analyse an Vielfalt und auf jeden Fall an Anschaulichkeit übertrifft“. Dabei wird nicht vergessen, dass Schnitzler trotz seiner weitblickenden Analyse die Zeit des Holocaust selbst nicht mehr erleben musste.

Eine lebendig geschriebene Übersicht über das zwangsläufige Identitätsproblem einer Gruppe herausragender Persönlichkeiten, die, gefangen in ihrer geschichtlichen Situation, Unglaubliches für die deutsche Sprache, Geisteswelt und das Denken geleistet haben.

Egon Schwarz' Art zu schreiben fordert Verstand und Einfühlungsvermögen heraus, fordert uns auf, wahrzunehmen, in welchen extremen Spannungen die vom Verfasser ausgewählten Persönlichkeiten standen. Mehr als die Spannung wahrzunehmen, beim Lesen selbst nachzuvollziehen, wenn auch in abgeschwächter Form, ist von einem Buch, das wissenschaftliches Arbeiten und Erzählen verknüpft, nicht zu erwarten. Dieses Buch aber übertrifft alle Erwartungen.

Priska Tschan-Wiegelmann

Egon Schwarz: *Wien und die Juden; Essays zum Fin de siècle*, 173 S., Verlag C.H. Beck, München 2014.

Jüdische Viehhändler in Mittelfranken

Über Jahrhunderte prägten auch Viehhändler das Leben der Bauern auf dem Land. Anders als noch heute erinnert, war der Viehhandel allerdings nicht in „jüdischer Hand“. Die Autorin der vorliegenden Studie zum Verhältnis von jüdischen Viehhändlern und Bauern in Mittelfranken kommt zu dem Ergebnis, dass etwa ein Drittel der Viehhändler in Klein- und Mittelstädten jüdisch waren, während der Großhandel in Städten wie Nürnberg von christlichen Händlern dominiert war. Mittelfranken zählte mit den Ausnahmen der urbanen Zentren Nürnberg, Fürth, Erlangen, Schwabach und Eichstätt noch in der Zwischenkriegszeit zu den wichtigen viehexportierenden Regionen im Deutschen Reich und wies eine über dem Reichsdurchschnitt liegende Konzentration der Erwerbstätigen im Agrarsektor auf. Dabei waren es insbesondere klein- und mittelbäuerliche Betriebe, die nicht selten von Kreditgebern abhängig waren. Die Bevölkerung war überwiegend protestantisch.

Kaljes machen

Nach einer Betrachtung zur räumlichen und quantitativen Verteilung, zur sozialen Schichtung und zu den Händlerfamilien wendet sich die Autorin den Handelsbeziehungen zu. Für diese sieht sie die Kategorie des „ökonomischen Vertrauens“ als wesentlich an. Sie beschreibt sehr anschaulich die Geschäftsabläufe und -beziehungen. Vertrauen sollte hergestellt werden etwa durch Kleidung, Gesten und Symbole, die jüdischdeutsche Sprache (im Untersuchungsgebiet die spezielle Ausprägung des Lachoudischen) und das Bargeldgeschäft. Aus diesen wenigen Angaben wird schon deutlich, dass es sich nicht um soziales Vertrauen handelte und dass die Handelspraxis auch eine nicht unerhebliche Menge an Konfliktpotenzial barg. Dazu gehörten etwa das „Kaljes machen“ (etwas schön oder schlecht reden), das „Dummrechnen“ (dabei rechnete der Händler dem häufig im Kopfrechnen schlechter gebildeten Bauern die Preise zu seinen Gunsten vor) ebenso wie das „Kuhverjüngen“ (dabei wurden der Kuh die Hörner, an denen die Zahl der Kälber ablesbar war, abgeschliffen, so dass sie als jünger ausgegeben werden konnte). Konflikte gab es aber auch außerhalb der Handelspraxis, zum Beispiel in der Unterstellung, dass Juden sexuelle Beziehungen zu christlichen Frauen anstrebten. Das ging an die „Mannesehre“, die man mit physischer Gewalt wiederherzustellen sich bemühte. Die Geschäfte nahmen nicht selten in Gastwirtschaften ihren Ausgangspunkt. Auch dort konnte es zu handfesten Konflikten kommen, wenn sich ein schon betrunken Bauer vom Viehhändler betrogen fühlte. Dieser fungierte oft auch als Kreditgeber für Kleinbauern. Dabei haftete der Bauer auch mit seinem Besitz. Konnte der Bauer seine Schulden nicht bezahlen, wurde der Besitz unter Umständen zwangsversteigert. Und obwohl dies bei Abschluss des Geschäftes klar sein musste, nahm der Bauer es nicht klaglos hin und konnte auch schon einmal handgreiflich werden.



Nach dem Ersten Weltkrieg und den Wirtschaftskrisen der Zwischenkriegszeit versuchten die Behörden den Viehhandel umzustrukturieren und forderten den „reellen Viehhändler“. Dies war eine Reaktion auf eine grundlegende Änderung in der Zusammensetzung und der Anzahl der Händler. Viele gescheiterte Kriegsheimkehrer betätigten sich nach dem Ersten Weltkrieg als Viehhändler, ohne ihr Geschäft zu verstehen.

Buchführungspflicht

Die Gesamtzahl der Viehhändler stieg in Bayern innerhalb weniger Jahre um 62 Prozent. Außerdem strömten als Folge der Motorisierung mehr und mehr auswärtige Händler auf den Markt. Das erhöhte nicht nur die Konkurrenz, sondern erodierte auch das Vertrauen, wenn die Händler nicht über die nötigen Fach- und Warenkenntnisse verfügten und ebenso wenig die Gepflogenheiten zwischen eingesessenen Händlern und Bauern kannten. Dagegen führten die bayerischen Behörden eine Reihe von Maßnahmen ein, u.a. sollten nur diejenigen Händler eine Gewerbelegitimationskarte erhalten, die über ein Ladengeschäft verfügten. Damit entfielen die Geschäfte auf der Straße oder in den Gastwirtschaften. Darüber hinaus wurde den Metzgern der Viehhandel im Nebenerwerb verboten. Außerdem wurde die Buchführungspflicht für Viehhandelsbetriebe eingeführt. Die Maßnahmen des Landesamtes für Viehhandelsbetriebe stärkten vor allem die mittelständischen Händler. Dazu gehörten eine ganze Reihe jüdischer Betriebe.

Allerdings spielte in der Debatte um den „reellen Viehhändler“ durchaus eine antisemitische Rhetorik mit. Jüdische Viehhändler galten Vertretern der Bauernverbände per se als unreell, und bereits während des

Ersten Weltkrieges wurde ihre Ausschaltung gefordert. Nationalsozialistische Viehhändler zeigten ihre jüdischen Kollegen bei der Landeswucherstelle an, auch wenn, wie in dem beschriebenen Fall, die Untersuchung ins Leere lief. Sie blieb aber im kollektiven Gedächtnis und sollte mit Erstarken des Nationalsozialismus nach der Weltwirtschaftskrise schon ab 1930 wesentlich zur Zerstörung der Beziehungen zwischen jüdischen Viehhändlern und Bauern beitragen.

Ausschreitungen

Bei den Reichstagswahlen 1930 erreichte die NSDAP etwa in Gunzenhausen das Spitzenresultat von 66,2 Prozent, in Rothenburg o.d.T. gar 87,5 Prozent. Von nun an gehörte Gewalt gegen Juden zum Alltag. Diese drückte sich sowohl verbal aus als auch durch erste Boykottandrohungen, durch das Schächtverbot in Bayern von 1930 als auch in einzelnen physischen Übergriffen. Mit der Machtergreifung nahmen antijüdische Ausschreitungen schnell und auf breiter Ebene zu. Hinzu kamen Schutzhaftdrohungen und -maßnahmen bis hin zu Übergriffen, die einen nicht geringen Teil der jüdischen Bevölkerung früh zur Aufgabe ihrer alteingesessenen Geschäfte und zur Abwanderung in die Städte zwangen. Zeitgleich bestanden in immer kleinerem Rahmen Beziehungen zwischen Bauern und jüdischen Viehhändlern auf der Basis des ökonomischen Vertrauens weiter, dieses kam aber, wie reichsweit, mit der Pogromnacht endgültig zum Erliegen. Bis 1939 war die jüdische Bevölkerung weitgehend (95,2 Prozent) aus Mittelfranken verschwunden. Die, die blieben, waren entweder zu alt oder hatten kein Visum für eine Auswanderung erhalten können.

Die Studie stellt exemplarisch das Verhältnis von jüdischen Viehhändlern und Bauern auf dem Land am Beispiel Mittelfrankens vor. Als wissenschaftliche Arbeit diskutiert sie Kategorien und Literatur umfassend auf breiter Ebene und gibt damit einen hervorragenden Einblick in ein Interaktionsverhältnis, das sich durch strukturelle Veränderungen und direkte Gewalt allmählich ändert und schließlich ganz auflöst.

Angela Genger

Stefanie Fischer: *Ökonomisches Vertrauen und antisemitische Gewalt; Jüdische Viehhändler in Mittelfranken 1919–1939*, Hamburger Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden, Bd. 42, 368 S., Wallstein Verlag, Göttingen 2014.

Das Düsseldorfer Stadthaus

Das Düsseldorfer Stadthaus, ein wuchtiges historisches Gebäude aus dem 17. Jahrhundert, liegt in der Düsseldorfer Altstadt, das über Nordrhein-Westfalen hinaus bekannte Vergnügungsviertel. Für die an Geschichte und Kultur interessierten Besucher ist die Nähe zur bedeutenden Kunstsammlung Nordrhein-Westfalens, zur Kunsthalle und zum Heinrich-Heine-Haus, ja, auch die Nähe zur Rheinpromenade interessanter als die Altbierthecken.

Für unsere Leser von größerem Interesse ist aber sicherlich, dass das historische Stadthaus seit 1987 Sitz der städtischen Mahn- und Gedenkstätte ist, eine der relativ frühen Einrichtungen der lokalgeschichtlichen Auseinandersetzung mit Holocaust, Nationalsozialismus und auch jüdischer Stadtgeschichte. Seit dem Beginn stand aber die pädagogische Arbeit im Mittelpunkt, ein Arbeitsbereich, der dank der früheren Gedenkstättenleiterin, der angesehenen Geschichtsdidaktikerin Angela Genger, eine solide Basis erhielt. Vor ihrer Düsseldorfer Aufgabe baute sie als Leiterin bis 1987 die „Alte Synagoge“ in Essen auf. Angela Genger ist mittlerweile im verdienten Ruhestand und ihr Nachfol-



ger ist der Historiker Bastian Fleermann. Er übernahm mit der Leitung auch den bereits geplanten Umbau der Gedenkstätte im

Stadthaus, und, damit verbunden, auch die Entwicklung einer neuen ständigen Ausstellung, oder wie wir heute sagen, den „Relaunch“ der gesamten Gedenkstätte. Sie wird Mitte Mai wieder eröffnen und dann am Beispiel ausgewählter Biografien die Geschichte „Düsseldorfer Kinder und Jugendlicher im Nationalsozialismus“ thematisieren. In der Zwischenzeit hat Bastian Fleermann aber, zusammen mit Peter Henkel und Frank Sparing, das hervorragend recherchierte und gestaltete Buch „Das Düsseldorfer Stadthaus“ vorgelegt. Hier erzählen sie spannend und auch unterhaltsam und mit historischen Fakten unterlegt die Geschichte, auch die Stadtgeschichten um ihr Stadthaus herum. Auf die neue Gedenkstätte ist man dadurch jedenfalls schon neugierig geworden.

Benno Reicher

Bastian Fleermann, Peter Henkel, Frank Sparing: *Das Düsseldorfer Stadthaus – Jesuitenkloster, Polizeipräsidium, Gedenkstätte und Hotel De Medici an der Mühlenstraße; 88 S., Droste Verlag, Düsseldorf 2014.*

Memoiren eines weltoffenen Tora-Lehrers

Die Autobiographie von Rabbiner Dr. Berel Wein lohnt sich schon deshalb zu lesen, weil sie eindrucksvoll zeigt, wie viel ein engagierter Einzelner für die Allgemeinheit zu leisten imstande ist. Seine Lebensgeschichte hat Wein auf Bitten der Enkel aufgezeichnet, aber das nun vorliegende Buch ist gewiss nicht nur für die Familienangehörigen von Interesse. Der Autor schildert vielfältige Erfahrungen, und er kann humorvoll erzählen. Geboren wurde Wein 1934 in Chicago; in dieser Stadt verbrachte er die ersten 30 Lebensjahre. Aus einer Rabbinerfamilie stammend, zu seinen Vorfahren zählt der berühmte Gaon von Vilna, wurde er bereits mit 21 Jahren ordiniert. Wein studierte an der Universität Jura und arbeitete einige Jahre lang als Rechtsanwalt. Obwohl erfolgreich in diesem Beruf, zog er es dann doch vor, als Tora-Lehrer zu wirken. Acht Jahre lang war er Gemeinderabbiner in Miami Beach. Im Interesse einer besseren Erziehung seiner Kinder zog die Familie dann nach Monsey, in der Nähe von New York gelegen. Im Rahmen der überregionalen Organisation „Orthodox Union“ (OU) leitete er einige Zeit die Abteilung für Koscherzertifikate. 1977 baute er die Synagogengemeinde „Bais Torah“ in Monsey auf und ebenfalls eine jüdische Schule, „Yeshiva Shaarei Torah“. Um einen Eindruck von der Größe des Projektes zu vermitteln, teilt Wein mit, dass in den 20 Jahren, die er diese Talmud-Schule leitete, die Summe von 30 Millionen Dollar aufgebracht werden musste. 1997 übersiedelte Wein nach Jerusalem, wo er jahrelang an einer Talmud-Akademie lehrte. Heute ist er der offizielle Rabbiner der Synagoge „HaNassi“ im Stadtteil Rechavia. Mit

Recht stellt der nun 80-jährige Autor fest, dass er einen „Ruhestand“ nicht kennt. In der vorliegenden Autobiographie berichtet Wein von zahlreichen Begegnungen mit prominenten Persönlichkeiten aus der Welt des orthodoxen Judentums. Für die Nachwelt hält er Anekdoten fest, die sonst verloren gehen würden. So berichtet er, dass Rabbiner Joseph Schlomo Kahanemann, der „Ponivescher Rav“, einmal in Miami Beach einen großzügigen Spender besuchen wollte. Als Wein ihm sagte, der gute Mann sei inzwischen leider verarmt, ließ er sich von dem Besuch nicht abbringen. Seinem früheren Unterstützer sicherte der geldsammelnde Rabbiner Kahanemann bei dieser Gelegenheit lebenslänglich eine monatliche Rente zu! Um noch eine Begebenheit zu referieren: Als Wein einmal der Chauffeur von Rabbiner Jakob Kamenetsky war, überreichte der Fahrer an einer Maut-Stelle dem Kassierer einen Geldschein, bekam das Wechselgeld und fuhr gleich weiter – da bemerkte Rabbiner Kamenetsky zu seinem Chauffeur, er habe vergessen, sich beim Angestellten zu bedanken. Die Moral von dieser Geschichte: Sei dankbar für alles! Über den Kreis seiner Gemeindemitglieder und Schüler hinaus wurde Wein durch zahlreiche Publikationen bekannt. Dazu gehört eine Reihe von Büchern über jüdische Geschichte. Wie kam der Tora-Lehrer dazu, historische Darstellungen zu verfassen? Wein gibt zu Protokoll, ein unbekannter Mann habe ihn auf der Straße angesprochen und gefragt, an welchem Projekt er gerade arbeite. Wahrheitsgemäß antwortete Wein, er wolle etwas über talmudische Fragen schreiben. Da meinte der Fremde: „Sol-

che Untersuchungen können Sie anderen Talmudisten überlassen. Sie aber sollten über die Geschichte der Juden schreiben!“ Diesen Rat hat Wein beherzigt, und zwar, wie er nicht ohne Stolz registriert, mit einem erstaunlichen Erfolg, der sogar einen finanziellen Segen brachte. Zu Weins Leistungen gehört auch die Leitung der Organisation „Destiny Foundation“, die Lehrmaterialien für jüdische Schulen bereitstellt. Besonders hervorzuheben ist die Produktion von zwei Filmen, einen über den Bibelkommentator Raschi und einen über den Halachisten und Philosophen Maimonides. Der weltoffene Gelehrte weiß, wie man moderne Techniken zur Stärkung der jüdischen Tradition einsetzen kann. Fast gleichzeitig mit der kurzweiligen und lehrreichen englischen Autobiographie hat Wein zwei Bände mit Tora-Auslegungen auf Hebräisch vorgelegt. Zu jedem der 54 Wochenabschnitte hat er fünf Betrachtungen verfasst. Auf jeder Seite spürt der Leser, dass der Verfasser Tora-Gedanken liebt und dass er stets zur Sache spricht. In vorbildlicher Weise legt Wein Worte der Bibel und unserer Weisen aus; er arbeitet Grundwerte heraus und protestiert gegen die Einstellung jüdischer Positionen. Dieses materialreiche Werk, das zahlreiche Symbole aufschlüsselt, verdient viele aufmerksame Leser.

Yizhak Ahren

Berel Wein, *Teach Them Diligently. The Personal Story of a Community Rabbi.* Maggid Books, Jerusalem 2014, 161 Seiten.

Berel Wein, *Bamesila Na'aleh: Sermons on the Weekly Parasha.* Maggid Books, Jerusalem 2014, Band 1: 466 Seiten, Band 2: 625 Seiten.



Simon-Snopkowski-Preis 2014 – Modell für ein gelungenes Miteinander

Ehrenpreis für Landtagspräsidentin Barbara Stamm

Der Simon-Snopkowski-Preis wird alle zwei Jahre für besondere Leistungen auf dem Gebiet der Erforschung jüdischer Geschichte und Kultur vergeben. Insbesondere die Jugend soll motiviert werden, sich mit der Beziehungsgeschichte von Juden und Nichtjuden in Bayern zu beschäftigen.

Der Name des Preises verweist auf den Gründer der Gesellschaft zur Förderung jüdischer Kultur und Tradition und ehemaligen Präsidenten des Landesverbandes der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern, Dr. Dr. Simon Snopkowski seligen Andenkens. Seine Maximen, den Dialog zu suchen, das Wissen um die gemeinsame Geschichte von Juden und Nichtjuden in Bayern lebendig zu halten und Brücken zur Verständigung und zum gemeinsamen Verständnis zu bauen, sollen mit diesem Preis fortgeführt werden. Im Jahr 2006 wurde der Simon-Snopkowski-Preis von der Gesellschaft zur Förderung jüdischer Kultur und Tradition im Einvernehmen mit dem Bayerischen Staatsministerium für Unterricht und Kultus ins Leben gerufen.

Zum fünften Mal konnte nun der Preis unter der Schirmherrschaft des Bayerischen Ministerpräsidenten im feierlichen Rahmen verliehen werden. Auch dieses Jahr war es für die Jury nicht leicht, unter den durchwegs qualitativ vollen Bewerbungen zu wählen. Im vollbesetzten Kaisersaal der Residenz konnte Ilse Ruth Snopkowski, die Vorsitzende der Gesellschaft, in Anwesenheit von Staatsminister Dr. Ludwig Spaenle und Landesverbandspräsident Dr. Josef Schuster sowie zahlreichen weiteren Ehrengästen drei bayerische Schulen auszeichnen.

Der 1. Preis ging an das Werdenfels-Gymnasium Garmisch-Partenkirchen für die Erstellung eines Audioguides zum Thema „Garmisch-Partenkirchen im Nationalsozialismus“. Das P-Seminar des Jahrgangs 2012/2014 hatte unter der Projektleitung von Christine Riesenhuber einen Audioguide mit 8 Stationen zur Geschichte Garmisch-Partenkirchen im Nationalsozialismus erarbeitet. Mit dem 1. Preis würdigte die Jury auch den Mut der Schüler und ihrer Lehrerin, sich einem Thema zu widmen, das auch heute noch Ablehnung im Umfeld hervorrufen kann.



Die Vorsitzende Ilse Ruth Snopkowski (li.) übergibt die Urkunde an die Ehrenpreisträgerin Barbara Stamm

Zwei gleichwertige 2. Preise wurden an die Mittelschulen Langenzenn und Veitsbronn sowie an das Rhön-Gymnasium Bad Neustadt vergeben. Schülerinnen und Schüler der Klasse 9g der Mittelschulen Langenzenn und Veitsbronn haben unter der Projektleitung von Udo Sponsel die Wanderausstellung „Allein in der Fremde, oh, wie tut das weh!“ zur Erinnerung an die jüdischen Kindertransporte nach England 1938/39 konzipiert. Hierzu werteten sie Quellen und Fachliteratur zur Thematik aus und nahmen Kontakt mit der Zeitzeugin Hedy Epstein aus den USA auf.

Das Rhön-Gymnasium Bad Neustadt überzeugte mit seinem Projekt „Begegnung mit Israel und dem Judentum in Bad Neustadt und Israel“. 15 Schülerinnen und Schüler des P-Seminars (Jahrgangsstufe 11) sowie 7 Schülerinnen und Schüler der Jahrgangsstufe 10 haben unter der Leitung von Günter Henneberger im September 2013 gemeinsam mit 22 israelischen Austauschschülern eine Bestandsaufnahme des Friedhofs der jüdischen Gemeinde von Bad Neustadt vorgenommen.

Den Ehrenpreis erhielt die Präsidentin des Bayerischen Landtags, Frau Barbara Stamm, in Würdigung ihrer vielfältigen gesellschaftlichen Verdienste auf dem Gebiet der Integration, der humanitären Hilfe sowie auf dem Gebiet der Erinnerungskultur an den Holocaust und die jüdische Geschichte in Bayern, hier insbesondere ihr persönliches Engagement in Zusammenhang mit Forschungsprojekten bayerischer Schulen. Die Laudatio hielt der Intendant des Bayerischen Rundfunks Ulrich Wilhelm.

Das Rhön-Gymnasium Bad Neustadt überzeugte mit seinem Projekt „Begegnung mit Israel und dem Judentum in Bad Neustadt und Israel“. 15 Schülerinnen und Schüler des P-Seminars (Jahrgangsstufe 11) sowie 7 Schülerinnen und Schüler der Jahrgangsstufe 10 haben unter der Leitung von Günter Henneberger im September 2013 gemeinsam mit 22 israelischen Austauschschülern eine Bestandsaufnahme des Friedhofs der jüdischen Gemeinde von Bad Neustadt vorgenommen.



Preisträgerschule Werdenfels-Gymnasium Garmisch-Partenkirchen mit Laudator Dr. Peter Snopkowski



Preisträgerschule Gymnasium Bad Neustadt mit BR-Moderator Stefan Scheider



5. Jüdische Filmtage München im Gasteig Überleben – Identitätssuche – Antisemitismus

27. – 30. April 2015

Die Jüdischen Filmtage München, die im 2-jährigen Intervall zum 5. Mal stattfinden, widmen sich 70 Jahre nach der Befreiung der Konzentrationslager und Beendigung des 2. Weltkrieges den Themen Überleben, Identitätssuche und Antisemitismus. Die Filme sind vorwiegend in der Originalfassung zu sehen, so zur Eröffnung der Spielfilm „Lauf Junge lauf“, der bisher nur in der synchronisierten Fassung zu sehen war (27.04.). Ein Themenabend Israel erinnert an den israelischen Visionär Abie Nathan, der in den 1970er/80er-Jahren von seinem Schiff im Mittelmeer aus über seinen Piratensender „Voice of Peace“ zum Frieden in der Region aufrief (28.04., bei freiem Eintritt). Der Dokumentarfilm „50 children“ erzählt die wahre Geschichte eines amerikanischen Ehepaares, das 1939 fünfzig Kinder aus dem von den Nazi besetzten Wien in die USA retten konnte (29.04., im engl. O). „The Last Nazi Hunter“ berichtet von den unglaublichen Erfahrungen des Efraim Zuroff, des Leiters des Simon-Wiesenthal-Centre Jerusalem, bei der Aufspürung von Naziverbrechern (29.04.). Mehr über www.juedischekulturmuemchen.de

Die Veranstaltungsreihe findet in Kooperation mit dem Institut für Zeitgeschichte, der Friedrich-Ebert-Stiftung, dem Kulturreferat der Landeshauptstadt München und der Münchner Stadtbibliothek statt.

Im Einzelnen bietet die Gesellschaft zur Förderung jüdischer Kultur und Tradition e.V. folgende Veranstaltungen an:

27. April, 19.00 Uhr Eröffnungsfilm

„Lauf Junge lauf“

D/F/P 2013, 107 Min., Spielfilm OF (poln./jidd.) mit dt. UT, Regie: Pepe Danquart.

Der neunjährige Srulik kann im Zweiten Weltkrieg dem Warschauer Ghetto entfliehen. Das Ende des Krieges will er im Wald abwarten, sieht sich jedoch gezwungen, einen Unterschlupf zu suchen. Er trifft auf die Bäuerin Magda, die ihn bei sich aufnimmt und ihm beibringt, seine Identität zu verleugnen. Fortan versucht sich der Neunjährige als katholischer Waisenjunge Jurek durchzuschlagen. Sein Irrweg wird ihn durch ganz Polen führen und am Ende drei Jahre andauern ...

Ein Film von Oscar-Preisträger Pepe Danquart nach dem gleichnamigen Bestseller von Uri Orlev.

Im Anschluss kleiner Empfang.

28. April, 18.00 Uhr

„The Voice of Peace“

D 2014, 90 Min., Dokumentarfilm von Eric Friedler.

In den 1970er-Jahren setzte sich der Israeli Abie Nathan für die Aussöhnung zwischen der arabischen Welt und Israel ein. Legendär ist noch heute sein Piratensender „Voice

of Peace“, der von 1973 bis 1993 „von irgendwo im Mittelmeer“ neben moderner Popmusik Friedensbotschaften in den Mittleren Osten sendete. Mit den Erinnerungen und Einschätzungen vieler prominenter Weggefährten wie Yoko Ono, Zubin Mehta und Schimon Peres entreißt Eric Friedlers Film Abie Nathan der Vergessenheit.

Ausgezeichnet mit dem Grimme-Preis 2014.

28. April, 20.00 Uhr

„Bethlehem“

Il 2013, 100 Min., Spielfilm OF (hebr./arab.) mit dt. UT, Regie: Yuval Adler.

Der Film handelt von der ungewöhnlichen Beziehung zwischen dem israelischen Geheimdienstoffizier Razi und seinem jungen palästinensischen Informanten Sanfur. Sanfur ist der jüngere Bruder des gesuchten palästinensischen Untergrundkämpfers Ibrahim. Um Ibrahim aufzuspüren und zu töten, hat Razi den Jungen rekrutiert, als dieser erst 15 war, und mit der Zeit eine fast väterliche Zuneigung zu ihm entwickelt. Der mittlerweile 17-Jährige versucht verzweifelt, die Forderungen des Agenten zu erfüllen und gleichzeitig seinem Bruder gegenüber loyal zu bleiben.

Israelischer Oscar-Kandidat 2014.

29. April, 18.00 Uhr

„50 Children“ – Deutschlandpremiere

USA 2014, 62 Min., Dokumentarfilm OF (engl.), Regie: Steven Pressman.

Im Frühjahr 1939 begeben sich der amerikanische Anwalt Gilbert Kraus und seine Frau Eleanor trotz aller Gefahren und Widerstände auf eine Reise in das von den Nazis kontrollierte Wien, um 50 jüdische Kinder zwischen 5 und 14 Jahren zu retten und in die USA zu bringen. Die Kinder ließen ihre Familien zurück ohne zu wissen, ob sie diese je wiedersehen würden. Das Ehepaar Kraus wurde zu außergewöhnlichen Helden, deren vorbildhafte Geschichte nun endlich erzählt wird.



Lauf Junge lauf (27. 4., 19.00 Uhr)

29. April, 20.00 Uhr

„The Last Nazi Hunter“ –
in Anwesenheit von Efraim Zuroff
Il 2010, 62 Min., Dokumentarfilm OF mit engl. UT, dt. Erstaufführung, Regie: Nitza Gonen.

Siebzig Jahre nach dem Holocaust versucht Efraim Zuroff im Wettlauf gegen die Zeit die noch letzten lebenden Naziverbrecher der Gerechtigkeit zuzuführen. Zuroff reist durch ganz Europa und findet bei seiner Suche zwei Verbrecher: Sándor Képiró, einen ungarischen Offizier, der für die Ermordung von Tausenden von Juden verantwortlich war, und Klaas Faber, Mitglied der Waffen-SS, der die Morde im Durchgangslager Westerbork beaufsichtigte. Der Film zeigt die noch heute bestehenden Hindernisse und Widerstände bei der Auslieferung von Kriegsverbrechern, und beschäftigt sich mit der Frage, wie diese überhaupt entkommen konnten.

Im Anschluss Gespräch von Efraim Zuroff und Magnus Brechtken (Institut für Zeitgeschichte).

30. April, 18.00 Uhr

„Ida“

Pl 2013, 80 Min., Spielfilm OF (poln.) mit dt. UT, Regie: Pawel Pawlikowski.

Im Polen der 1960er-Jahre bereitet sich die 18-jährige Novizin Anna auf ihr Gelübde vor. Doch bevor sie dieses ablegen darf, stellt die Äbtissin die als Waise aufgewachsene Anna vor eine überraschende Aufgabe: Sie soll ihre letzte verbleibende Verwandte kennen lernen. Das Treffen konfrontiert das behütet aufgewachsene, religiöse Mädchen mit der Erkenntnis, dass sie einer jüdischen Familie entstammt. Im Anschluss Diskussion.

Europäischer Filmpreis 2014 und Oscar 2015.

30. April, 20.00 Uhr

„Schnee von gestern“

D/Il 2013, 96 Min., Dokumentarfilm OF (hebr./dt./engl.) mit dt. UT, Regie: Yael Reuveny.

Die Geschwister Michla und Feiv'ke sind die einzigen Überlebenden der jüdischen Familie Schwarz aus Wilna. Nach dem Krieg verpassten sie sich am Bahnhof im polnischen Łódź. Beide ziehen einen Strich unter ihre bisherigen Biographien, entscheiden sich für das Leben und gründen eigene Familien: Feiv'ke unter dem Namen Peter Schwarz in Deutschland und seine Schwester Michla in Israel. Die aus Israel stammende Regisseurin Yael Reuveny, Enkelin von Michla, macht sich auf die Suche nach dem Bruder ihrer Großmutter, getrieben von den Familiengeheimnissen, auf der Suche nach ihrer eigenen Identität.

Die Produzentin Melanie Andernach ist anwesend.

Alle Veranstaltungen finden im Gasteig, München statt. Kartenvorverkauf über München Ticket, Telefon 089/54818181, oder www.muenchenticket.de und Abendkasse.

Исход и исторический опыт

Рабби Иегуда Галеви (ок. 1075-1141), еврейский поэт и философ, живший в Испании, в начале своей написанной по-арабски книги „Кузари“ выстраивает необычную концепцию еврейской религии. В этой книге описывается знаменитая история того, как царь хазар (хазары – народ, живший в Предкавказье в 7-10 вв., принявший в 8м в. иудаизм) в поисках истинной веры для себя и своего народа зовёт к себе представителей трёх важнейших на тот момент мировоззрений: философа, христианина и мусульманина. К каждому он обращается с одной и той же просьбой – вкратце рассказать о своей вере. Однако ни одно из мировоззрений не устраивает царя. Поэтому он, вопреки первоначальному плану, приглашает еврейского учёного. „Я не соби-рался спрашивать евреев“, – говорит царь, – „ибо знал, что из-за жалкого своего положения они забыли о прошлом, а унижения и нищета не позволяют им возвыситься нравственно“. Еврейский учёный, имя которого в книге не называется, оказывается таким образом в сложном положении. С одной стороны, царь явно не в восторге от того, что вынужден говорить с представителем столь „низкого“ народа; с другой – раввин, конечно, знает, сколь неудачно окончились попытки трёх первых учёных убедить монарха в истинности своей веры. Наконец, надо думать, что после длинных бесед хазарский царь просто устал. Таким образом, чтобы не ударить в грязь лицом, раввин должен был показать царю, что евреи – народ не столь жалкий, как ему кажется; ему нельзя повторить ошибки трёх своих предшественников, а начало его рассказа должно быть таким, чтобы правитель заинтересовался словами раввина и выразил желание продолжить разговор. Раввин с успехом справляется со всеми тремя задачами. В результате хазарский царь принимает еврейство и ещё долго после этого продолжает вести беседу с еврейским учёным. Всё последующее повествование строится на диалогах раввина и царя. Вот первые слова раввина: „Мы верим в Бога Авраама, Исаака и Якова, который вывел сынов Израиля из Египта силой знамения и чудес, который питал их в пустыне и даровал им страну после чудесного перехода Иордана, который послал Моше с миссией Торы, продолженной многими пророками. (...) Мы верим во всё, что написано в Торе, но это требует дальнейшего рассмотрения.“ Услышав это, царь спрашивает раввина: „Но почему ты, о еврей, не сказал, что ты веришь в Творца и его провидение, в того, кто сотворил этот мир и поддерживает его существова-

ние, и в другие божественные атрибуты, ясные каждому, кто обладает верой, кто стремится к истине и ищет уподобление Творцу в Его справедливости и мудрости?“

Действительно, в отличие от трёх своих предшественников, раввин не счёл нужным упомянуть о тех, казалось бы, центральных истинах, на которых зиждется вера. Здесь нет упоминания ни о творении Вселенной и человека, ни об управлении над ними. Вместо всего этого раввин пересказывает историю еврейского народа, отмечая тот самый момент, когда он перестал быть просто племенем и стал именно народом. Причина кроется в том, что, как говорит раввин, все названные истины, хотя они и являются основополагающими догматами любой веры, для человека, находящегося вне этой веры, умозрительны и поэтому не доказуемы. В то же время, история, как её видит Р. Иегуда Галеви, носит объективный, не зависящий от частных интерпретаций характер.

Рабби говорит: „Именно так я ответил на твой вопрос. Так говорил Моше с Фараоном. Он сказал фараону: *Бог евреев послал меня к тебе*, т. е. Бог Авраама, Исаака и Якова, о которых доподлинно было известно, что дух Божий общался с ними, руководил ими и творил ради них чудеса. Но Моше не сказал фараону: *Меня послал тот, кто сотворил меня и тебя*. Точно так же Бог обратился к собравшемуся народу Израиля: *Я ваш Бог, который вывел вас из земли египетской*, но он не сказал: *Я, творец мира и ваш творец*. И так я говорил с тобой, когда ты спросил о моей вере“.

Универсальность творения раввин заменяет частным (партикулярным) историческим опытом одного-единственного народа. В отличие от теоретичности универсальных норм, народный опыт, его история, не требует подтверждения своей истинности, или, точнее, доказательство этой истинности находится в самом этом опыте. Чтобы разъяснить этот феномен, раввин рассказывает притчу о правителе Индии: „Сказал Рабби: Если бы тебе сказали, что король Индии необыкновенный человек, заслуживающий того, чтобы ты чтит его, прославлял его имя и рассказывал о его деяниях, исходя из справедливости его подданных, их добрых качеств и нравственности их поступков – считал бы ты себя обязанным делать это? Сказал Кузари (так зовут в книге правителя Хазар): Как я могу быть обязан, когда мне неизвестно, с чем связана справедливость индусов: такова ли их собственная натура, даже не будь у них правителя, обязаны ли они ему своей справедливостью, или же верно и то, и другое?“

Сказал Кузари (так зовут в книге правителя Хазар): Как я могу быть обязан, когда мне неизвестно, с чем связана справедливость индусов: такова ли их собственная натура, даже не будь у них правителя, обязаны ли они ему своей справедливостью, или же верно и то, и другое?“



Евреи за пасхальным Седером. Миниатюра школы Ван Эйка, Нидерланды, 15й век

Сказал Рабби: Но если бы к тебе прибыл посланник короля с подарками, какие могут быть только в Индии в королевских дворцах, и с ним письмо, написанное королём, целебные снадобья для исцеления твоих недугов и для укрепления здоровья, а также яды, с помощью которых ты мог бы, не готовясь и не прибегая к помощи войска, уничтожить твоих врагов и воюющих против тебя, – счёл ли бы ты себя обязанным покориться ему?

Сказал Кузари: Несомненно! Ибо вследствие этого исчезло бы моё первоначальное сомнение, есть ли у индусов король. Кроме того, я вынужден был бы признать, что его власть и деяния соприкоснулись со мной.“

В этой притче индийский царь символизирует Всевышнего, свидетельством могущества которого являются подарки и чудесные снадобья, им присланные. Этими „подарками“ является история еврейского народа, а именно Исход из Египта. Осознание могущества индийского царя из притчи не может быть основано лишь на слепой вере.

Впрочем, если приглядеться, легко можно увидеть, что раввин, приводя притчу об индийском царе как объяснение своих слов, казалось бы, несколько лукавит. Ведь в притче доказательством верности слов о могуществе индийского царя являются подарки и чудесные снадобья, в то время как раввин не предъявляет царю хазар никаких физических доказательств истинности своих слов, и вообще обходится без каких-либо „спецэффектов“. Но царь хазар остаётся вполне доволен объяснением раввина.

Причина кроется в том, что ни у царя ни у раввина не вызывает сомнения истинность самого предания об Исходе, ключе-

вой составляющей которого является тот факт, что свидетелем Исхода стал не один человек, а именно *целый народ*, чье предание не может быть выдумкой и ложью. Именно эта, не высказанная явно, но подразумеваемая всей логикой рассказа вера в *истинность народного рассказа*, т. е. в то, что история, которую из года в год и из века в век родители передают детям, не может основываться на обмане, и лежит в основе того, что ни раввин, ни хазарский царь не видят нужды в предъявлении иных доказательств. И даже более того: если бы истинность Исхода ежегодно подтверждалась неким сверхъестественным знаменем, то сошли бы на нет важность и ценность самого рассказа, а вместе с ними – важность и ценность каждого отдельного человека-рассказчика.

Концепция Р. Иегуды Галеви основывается на том, что личный опыт более важен и оставляет в душе человека больше следов, чем любой рассказ. Поэтому еврейская традиция столь много значения предаёт тому, чтобы пасхальный седер стал именно личным опытом. Отсюда и символика элементов пасхального блюда, каждое из которых играет свою роль, и четыре бокала, и четыре вопроса, задаваемых самым младшим из участников, „афикоман“... Не только сам седер, но и все предшествующие ему приготовления (по традиции, к Песаху начинают готовиться за месяц до праздника) – уборка квартиры, кашерование и замена посуды – всё это, становясь частью личной биографии, не теряет своего значения для человека даже спустя десятки лет.

Иудаизм не умозрителен и не декларативен, а эмпиричен. Вместо *символа веры* он держится на *символе действия*.

Владислав Зеев Слепой

От Озаринцев до Иерусалима

Зелиг Бондарь вспоминает о том, как в его семье в местечке Озаринцы в начале 30-х годов праздновали Песах.

– Зелиг, как ваша семья готовилась к Песаху?

– Дом должен был блестеть чистотой, все принимали участие в подготовке, у нас в местечке все готовились. У бабушки Бейлы и дедушки Ицхака был дом в Могилёве (это 3-4 километрах от Озаринцев). Они приходили к нам в Озаринцы и проверяли, всё ли кошерно. Перед Песахом бабушка проверяла нашу посуду. Ай-яй-яй, такая была принципиальная! Чуть что не так – отдать „гойм“! Незадолго до Песаха папа делал вино, для этого брал изюм чёрный или красный – у нас он назывался рожинки, – чтобы вино было красным, – и наблюдал за ним.

– А для чего наблюдал? Папа его взбалтывал?

– Ни в коем случае! Наблюдал, чтобы не бродило, это считалось некошерным. Перед первым седером папа приходил из синагоги. Синагога была подпольной и находилось в доме женщины, которой община платила. К седеру мама готовила двухместный диванчик, на него клала несколько подушек, и получалось «царское ложе». Когда папа вёл седер, он полулежал на этом диванчике, облокотясь на подушку. Еду мама готовила сама, никого не подпускала. И всю неделю мы ели на Песах только праздничное, мама каждый день пекла и варила. Хотя маца стояла на столе, каждый подходил к папе и получал пластинку мацы – папа доставал её из полотняного мешочка, который был под подушкой. Папа клал мацу в руку того, кто подходил, и это была особая честь! Принимали эту пластину мацы с признательностью. Все были одеты по-праздничному, на столе лежала белая скатерть, перед каждым стоял небольшой фужер, а перед папой – особый. Папа наливал вино в свой бокал, окунал в него палец и каждому стряхивал по десять капель. Перед этим он долго и тщательно мыл руки.

– А фаршированная рыба у вас была?

– А какой же Песах без фаршированной рыбы? И куриный бульон был, и кнейдлах, и фаршированные шейки, и кугел. А для свекольного борща мама заранее заквашивала свёклу – у нас был дубовый бочонок ведра на полтора величиной. В



Пасхальное блюдо, Галиция или Западная Украина, 18-й век

свекольник ломали мацу. А месяца за три-четыре до Песаха папа покупал несколько гусей – на мясо, на жир, на шкварки...

– Мясо не портилось?

– Мясо не портилось, погреба были глубокие и холодные. Всё готовилось в печке. Дети сидели за столом со взрослыми, а когда уставали, выбегали из-за стола. Самым главным в первый седер были четыре вопроса – „кашес“ – и Агада. В конце седера дети искали „афикоман“, который кто-нибудь из

взрослых в начале праздника незаметно крал и прятал. Папа обещал за него выкуп, поэтому искали с азартом.

– Ты тоже искал?

– Мне было восемь лет, я считал себя взрослым! Искали пятишестилетние дети.

В конце Песаха посуду тщательно мыли, укладывали в ящик и отправляли на чердак, а на следующий Песах снова доставали и мыли, обдавая кипятком... После Песаха родители звали соседей-украинцев, мама для них готовила роскошный обед. Им очень нравилось приходит к нам в гости! С соседями, ближними и дальними, мы жили миролюбиво. Но когда началась война, их как подменили! Разграбили еврейские дома до последней ложки!.. Но были среди них и порядочные люди.

Зелиг Бондарь родился в 1925 году в местечке Озаринцы Могилёвской области. Был в гетто с отцом, братом, тётёй и бабушкой. По ночам Зелиг выбирался из гетто и в доме друзей-украинцев занимался починкой обуви и другими работами. За

работу он получал скудную еду, которую относил в гетто. Из гетто он попал в лагерь смерти Печера („Мёртвая петля“) (сейчас там находится курорт, – ред.), там строил мост через реку под надзором румын, которые страшно издевались над заключёнными, обессиленных сбрасывали с моста. Многие умирали от голода и непосильно труда. Шестнадцатилетний Зелиг бежал из концлагеря. Он скрывался у друзей-украинцев до прихода Красной Армии и ушёл добровольцем на фронт. Он трижды был тяжело ранен, ослеп на один глаз. Зелиг Бондарь награждён орденами и медалями, с 1990 года живёт в Израиле. Его дом стоит на вершине холма, с которого перед взором Зелига светится вечным светом Иерусалим.

Редакция журнала поздравляет Зелига Бондаря с Песахом!

Беседу вела Гела Виноградова

Если не выше еще...

(Из хасидских рассказов)

Йицхок-Лейбуш Перец

И ежедневно на рассвете во время слихос (молитвы, произносимые на рассвете перед праздниками Рош ГаШана и Йом Киппур) немцовский рабби исчезал.

Его не видно было нигде: ни в синагоге, ни в обеих мошелях, ни при богослужении на частной квартире, а дома и подавно. Двери оставались открытыми, входил, кто хотел.



Исидор Кауфман, Портрет молодого хасида, ок. 1910-20 года

Краж не случилось, хотя в доме не оставалось ни живой души.

– Где может быть рабби?

Где ему быть? Конечно, на небе. Мало ли дела у него там перед „страстными днями“! Мало ли о чем позаботиться надо! Евреям, не сглазить бы, нужно пропитание, спокойствие, здоровье; нужно удачно детей сосватать. Хотят евреи быть добрыми и богобоязненными. А грехи ведь велики, и дьявол тысячеглазый видит все и доносит и обвиняет...

Кому же заступиться, если не рабби?

Так думают все.

Но появился однажды литвак, – смеется. Ведь вы знаете литваков: книг правоучительных не очень уважают, зато голову набивают себе талмудом да раввинской письменностью. И вот этот литвак приводит доказательства из талмуда, прямо в глаза тычет, что даже Моисей-законодатель – и тот при жизни не мог взойти на небо и достигал лишь высоты на десять локтей ниже небесного свода... Ну, поди спорь с литваком!

– Все-таки, – спрашивают литвака, – куда же девается рабби?

– Да мне что? – отвечает он, пожимая плечами. Но тут же (на что литвак способен!) решает разузнать, в чем дело.

В тот же день, сейчас же после вечерней молитвы, литвак прокрадывается в комнату рабби. залезает под кровать и лежит: надо обождать всю ночь и выяснить, куда девается рабби и чем он занимается в это время.

Другой, может быть, задремал, проспал бы момент, литвак же находчив: лежал и повторял наизусть целый талмудический трактат, – не помню уже, какой именно.

На рассвете слышит: стучат – зовут к слихос. Рабби давно уже не спит; с час слышно, как он вздыхает. Кто когда-нибудь слышал вздохи немировского рабби, знает, сколько народной скорби, сколько мук в каждом его вздохе. Душа изнывает, внемля этим вздохам. Но у литвака ведь железное сердце, – слушает и продолжает лежать. Лежит и рабби; рабби на кровати, литвак под кроватью...

Вскоре слышит литвак, в доме зашкрипели кровати; домашние поднимаются. Бормочут краткую утреннюю молитву... Слышен плеск омовения. Стучат, открываясь и закрываясь, двери. Все уходит. Опять тихо и темно. Сквозь щели ставней пробивается бледное лунное мерцание. Сознался литвак, что, когда он остался один с рабби, на него напал страх. Вся кожа на нем запудрилась, как у испуганного гуся, и корни волос на висках начали колоть, как иголки. Шутка ли сказать: во время слихос оставаться наедине с рабби в одной комнате.

Но литвак ведь упорен: дрожит, зуб на зуб не попадает, а лежит.

Наконец, рабби встает; умывает руки, тихо читает молитву, как надлежит всякому еврею. Потом подходит к платяному шкафу и вынимает оттуда узел... Из узла появляется мужицкое платье: холщевые портки, огромные сапожищи, сермяга, большая баранья шапка и широкий кожаный пояс, обитый медными штифтиками.

Рабби все это надевает на себя...

Из кармана серяги торчит конец веревки, обыкновенной грубой веревки.

Рабби идет, литвак за ним!

Мимоходом рабби заходит в кухню, нагибается под кровать и вытаскивает оттуда топор. Он засовывает топор за пояс и выходит на улицу.

Литвак весь дрожит, но не отстает ни на шаг.

Робкая, благоговейная тишина царит в темных улочках. Кое-где вырывается стонущий звук слихос из какой-нибудь молельни... Кое-где из-за оконных стекол доносится стон больного... Рабби держится все больше в сторонке, в тени домов и заборов... Временами фигура его выходит из тени; литвак все шагает за ним.

И слышит литвак, как биение его собственного сердца сливается со стуком тяжелых шагов, рабби, но он идет дальше. И так выходят они за город.

За городом – роща.

Рабби заворачивает туда и, пройдя шагов тридцать-сорок, останавливается возле дерева. Литвак вне себя от изумления: рабби вынимает из-за пояса топор и принимается рубить дерево. Рабби рубит, рубит; деревцо трещит и падает. Рабби разрубает его на поленья, затем, расколов, увязывает веревкой в вязанку и, вскинув ее на плечи, засовывает топор за пояс и направляется из лесу обратно в город.

В каком-то переулке рабби останавливается у бедной, полуразвалившейся избенки и стучит в окошко.

– Кто там? – раздается испуганный голос, и литвак слышит, что это голос больной женщины.

– Я, – отвечает рабби по-мужички.

– Кто "я"? – опять спрашивают из избенки.

– Василь! – отвечает рабби.

– Какой такой Василь и что тебе надо?

– Дрова маю продаваты, – отвечает мнимый Василь по-украински, – вязанку дров... и дешево, почти даром...

И, не дожидаясь ответа, он заходит в избенку.

Литвак прокрадывается туда же. При сером утреннем полумраке перед ним – бедная комнатка с убогой и поломанной утварью; на постели, под грудой тряпья, больная женщина. И говорит она с отчаяньем Василю:

– Купить?.. А на что купить? Откуда мне, бедной вдове, взять деньги?

– Я тебе в долг поверю, отвечает переодетый рабби, – всего шесть грошей.

– А где я возьму, чтобы уплатить тебе? – стонет несчастная.

– Глупый ты человек! – строго возражает рабби. – Смотри, ты бедная, больная женщина, и я тебе верю в долг... Я уверен, что ты заплатишь... Ты имеешь такого великого и всесильного бога и... не доверяешь ему?! И не надеешься на него даже на какие-нибудь шесть грошей за вязанку дров!..

– А кто затопит? – жалобно спрашивает больная. – Разве я в силах встать? Сын не вернулся с работы...

– Я затоплю! – отвечает рабби.

Накладывая дрова в печь, рабби, стень и вздыхая, прочитал первую главу из слихос. Когда же он затопил и дрова весело запылали, он уже несколько бодрее стал читать вторую главу.

Третью главу рабби прочитал, когда печка истопилась и он закрыл трубу.

Литвак, все это видевший, с тех пор остался уже навсегда немировским хасидом.

Впоследствии, когда, бывало, какой-нибудь хасид начнет рассказывать, что во время слихос немировский рабби поднимается каждое утро на небо, литвак уже не смеется, но тихо добавляет:

– Если не выше еще!..

1894

Перевод Семёна Фруга

ИНКВИЗИЦИЯ (Памяти В. В. Стасова)

Самуил Маршак

На Пасху, встречая свой праздник свободы,
Под низкие своды спустились они.
Казалось, звучали шаги в отдаленье,
И глухо дрожали крутые ступени,
И тускло горели огни.

Семья притаилась за скатертью белой...
Могучий и смелый, лишь он не дрожал.
И встал он пророком в молчанье глубоком,
И взором окинул подвал.

И тихо он начал: „Рабами мы были,
Но в темной могиле, в подвале немом
Мы гордо повторим: Мы были, мы были.



Моисей Маймон, Тайный седе́р в Испании во времена инквизиции, 1893

Теперь мы тяжелое иго забыли -
И дышим своим торжеством!

Пускай мы пред смертью, пускай мы в подвале -
Грядущие дали не скрывает этот свод,
И нашей свободы никто не отнимет...
Пусть голову каждый повыше поднимет
И смерти бестрепетно ждет!

Мы были рабами! Мы были! Мы были!“

И вдруг позабыли свой ужас они:
Они не слыхали в минутном забвенье,
Как глуше, сильнее задрожали ступени,
И дрогнули робко они.

Вскочили... Столпились... Слетела посуда...
Как мертвая грудa, застыли и ждут.
И отперлись двери - и черные звери
По лестнице черной идут.

И сытый, и гордый,
И с поступью твердой
Аббат выступал впереди...

Старик к нему вышел. Он стал у порога,
Спокойный и гневный, как посланный Богом.
И замерли крики в груди!

И встретились взоры...

1912

דאָך GEDENKE



Foto: Adam Piechowski

Die jährliche Gedenkstunde
des Landesverbandes der IKG in Bayern
im ehemaligen Konzentrationslager Dachau
findet statt am

Sonntag, 3. Mai 2015, 9.45 Uhr.

Abfahrt des Busses um 8.45 Uhr in der Brienner Straße 50, München



Dokumentation

**Gedenktag
27. Januar 2015**



**Tag des
Gedenkens
an die Opfer
des
National-
sozialismus**

Bild oben: Die Gautinger Schüler. Mitte: Ilse Danziger, Vizepräsidentin des Landesverbandes der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern. Unten: Ministerpräsident Horst Seehofer mit Max Mannheimer. Siehe dazu auch unsere Dokumentation auf Seite 26.

© Bildarchiv Bayerischer Landtag, Foto: Rolf Poss.